



Sportausschuss

11. Sitzung (öffentlich)

1. Oktober 2013

Düsseldorf – Haus des Landtags

13:30 Uhr bis 15:40 Uhr

Vorsitz: Axel Wirtz (CDU)

Protokoll: Nadine Filla-Hombach

Verhandlungspunkt:

Inklusion im Sport voranbringen – Gemeinsamen Sport von Menschen mit und ohne Behinderung fördern

Antrag
der Fraktion der SPD und
der Fraktion BÜNDNIS 90/DIE GRÜNEN
Drucksache 16/2275

Hierzu werden die in der folgenden Tabelle aufgeführten Sachverständigen angehört.

Organisationen/Verbände	Sachverständige	Stellungnahmen	Seiten
Behinderten-Sportverband Nordrhein-Westfalen e. V., Duisburg	Reinhard Schneider Dieter Keuther	16/1077	4, 6, 9, 18, 23, 30, 34
Landessportbund Nordrhein-Westfalen e. V., Duisburg	Dr. Christoph Niessen Siegfried Blum	16/1077	5, 6, 21, 33
TU Dortmund, Fakultät Rehabilitationswissenschaften	Prof. Dr. Gerd Hölter	16/1091	7, 16, 18, 22, 31
Forschungsinstitut für Inklusion durch Bewegung und Sport e. V., Frechen	Dr. Volker Anneken	16/1072	8, 11, 14, 27, 32
Deutscher Rollstuhl-Sportverband e. V., Hennef	Ute Herzog Dr. Horst Strohkendl	16/1090 (Neudruck)	10, 15, 19, 28, 29, 32, 34, 36
LAG Selbsthilfe NRW e. V., Münster	Dr. Willibert Strunz	–	12, 18, 33
Körbe für Köln e. V., Hürth	Dr. Sascha A. Luetkens	16/1096	13, 22
Special Olympics Deutschland, Berlin	Dr. Bernhard Conrads	16/1001	15, 26, 35
Landschaftsverband Rheinland, Köln	Dr. Andrea Weidenfeld	16/1092	23, 26, 36
ESG Einkaufs- und Servicegesellschaft mbH, Rheda-Wiedenbrück	Dirk Otten	–	25
DJK Sportverband Köln e. V., Köln	Volker Lemken	16/963	36
Weitere Stellungnahme			
Lebenshilfe für Menschen mit geistiger Behinderung, Landesverband Nordrhein-Westfalen e. V., Hürth		16/1088	

Vorsitzender Axel Wirtz: Meine sehr geehrten Damen und Herren! Ich darf Sie sehr herzlich zu unserer heutigen Anhörung hier im Düsseldorfer Landtag begrüßen. Besonders begrüßen möchte ich die Damen und Herren Sachverständige, die Vertreterinnen und Vertreter der Landesregierung, die Medienvertreter sowie die sonstigen Zuhörerinnen und Zuhörer.

(Es folgen organisatorische Hinweise.)

Ich möchte nun in den Fragenkatalog einsteigen und das Wort an die Kollegen Abgeordnete übergeben. – Als Erster hat Herr Bischoff das Wort.

Rainer Bischoff (SPD): Sehr geehrte Damen und Herren, sehr geehrter Herr Vorsitzender! Ich habe eine Reihe von Fragen, möchte aber zunächst eine Vorbemerkung zu der gemeinsamen Stellungnahme von Landessportbund und Behinderten-Sportverband machen. Ich finde, es ist ein gutes Zeichen, dass es eine gemeinsame Stellungnahme der beiden Verbände gibt.

Auf Seite 2 Ihrer Vorlage bemerken Sie, dass es eine dreijährige Modellmaßnahme gibt, die bereits in diesem Jahr begonnen hat. Meine Frage hierzu ist: Gibt es bereits erste Erfahrungen mit diesem Modellprojekt, die man hier vortragen könnte? Sie haben zwar die Bedingungen dieses Modellprojektes aufgeführt, aber noch nichts zu ersten Erfahrungen geschrieben.

Ich möchte kurz erläutern, welche Gedanken hinter dieser Frage stecken, damit diese für alle Beteiligten verständlicher wird. Was das Thema „Inklusion“ angeht, befinden wir uns in den Startblöcken, und das spiegelt sich in meinen Augen in ganz vielen Vorlagen wider. Momentan werden viele Modellprojekte und Vorhaben angekündigt, und mein Interesse ist es, herauszufinden, wie weit wir dort jeweils sind.

Damit komme ich zu meiner zweiten Frage: Auf Seite 3 haben Sie ausgeführt, ein wesentlicher Aspekt sei, dass die Verinnerlichung des Inklusionsprinzips im Denken und Handeln stattfinden müsse. Es ist völlig klar, dass dies eine Grundvoraussetzung des Inklusionsprinzips ist. Meine Frage ist, ob dieser Prozess der Verinnerlichung konkret umgesetzt wurde und ob es bereits praktische Beispiele dafür gibt.

Derselbe Gedankengang spiegelt sich in Frage 4 des Fragenkatalogs wider. Ihre Antwort dazu ist eine Beschreibung der Konzepte, wie sie sein sollten. Meine Frage wäre: Gibt es Konzepte? Wenn das nicht der Fall ist, ist das völlig okay. Das ist nicht der Versuch eines Tribunals, sondern ich möchte einfach nur erfahren, wie weit wir bei diesen Modellprojekten sind.

Meine vorletzte Frage bezieht sich auf Ihre Antwort zu Frage 6 des Fragenkatalogs. Sie haben zu Recht ausgeführt, dass wir brauchen Netzwerkbildungen vor Ort brauchen, um den Prozess steuern zu können. Die Frage an Sie ist: Was kann das Land dazu beitragen? Dabei sind Sie als Landesverbände zwar auch gefragt, aber wir als Landespolitiker möchten auch gerne wissen, was wir dazu beitragen können, damit die Netzwerkbildungen vor Ort stattfinden.

Meine letzte Frage an Sie: Im Bereich des Leistungssports zeigen Sie Skepsis, was die Vollendung des Inklusionsprozesses angeht. Sind Sie darauf vorbereitet, dass sich Sportlerinnen und Sportler gerade im Leistungssport zur Teilnahme an Wettbewerben für Menschen ohne Behinderung einklagen könnten, und wie kann man als Sportfamilie darauf reagieren, wenn das der Fall sein sollte?

Des Weiteren habe ich eine Frage an Herrn Prof. Hölter. Sie haben ausgeführt, dass in Ländern mit langjähriger Erfahrung im Bereich „Inklusion“, wie Australien, England und den USA, im Hinblick auf „Full Inclusion“ zurückgerudert wird. Könnten Sie uns darüber aufklären, warum das der Fall ist? Denn dieser Aspekt kommt in der Stellungnahme zu kurz. Dort heißt es sinngemäß, es werde als Aufgabe von Fachpersonen verstanden, Förder- und Begleitformen zu finden, die eine individuell optimale Platzierung gewährleisten. Sehe ich es richtig, dass Ihrer Meinung nach bei Sportwettbewerben wie beispielsweise einem Marathon die Siegerehrungen jeweils nach Kategorien vorgenommen werden? Also, kürt man dann den Sieger bei den Männern, den Frauen, den Menschen mit Behinderung, den Rollstuhlfahrern etc.? Ich frage mich, ob das bei allen Sportarten geht. Ist das ein Ziel, das sich in allen oder vielen Sportarten erreichen lässt?

Meine nächste Frage richtet sich an Herrn Dr. Anneken. Sie führen aus, dass weniger als 10 % der amtlich anerkannten Kinder, Jugendlichen und erwachsenen Menschen mit einer Behinderung sportlich organisiert Sport treiben. Meine Frage ist: Gibt es einen Trend bzw. eine Tendenz nach oben oder unten?

Dieselbe Frage bezieht sich auf den darauffolgenden Absatz, in dem Sie bemängeln, dass es im Sport an einer grundlegenden strukturellen Ausrichtung im Sinne eines inklusiven Grundverständnisses fehle. Auch hier stellt sich die Frage, ob es eine aktuelle Tendenz gibt, nachdem sich die Inklusionsdebatte vor allem in den letzten Wochen erheblich ausgeweitet hat, an der Sie erkennen können, dass es diesbezüglich erhebliche Veränderungen gibt?

Reinhard Schneider (Behinderten-Sportverband Nordrhein-Westfalen e. V., Duisburg): Sie haben eben gesagt, dass wir am Anfang des Inklusionsprozesses stehen, was die Diskussion anbelangt. Das ist insoweit richtig, wenn man das an der öffentlichen Wahrnehmung festmacht. Aber was das gemeinsame Sporttreiben und die gemeinsame Anerkennung von Menschen mit und ohne Behinderung anbelangt, findet Inklusion bei uns bereits seit Jahren statt. Und das spiegelt sich auch entsprechend in dem Projekt wider, das Sie gerade angesprochen haben und auf das Ihre Frage hinzielt.

Entscheidend ist, dass es sich dabei um aktive Teilnehmer handelt, die aus ihrer praktischen Erfahrung berichten. Wir möchten dieses Projekt modellhaft und beispielgebend für andere Aktivitäten realisieren, die wir flächendeckend erweitern wollen. Daran erkennt man, dass dies für uns nicht unbedingt ein Neubeginn ist, sondern eine Verstärkung des Gedankens, den wir schon seit Jahrzehnten leben.

Ich möchte nun das Wort an meine Kollegen weitergeben.

Dr. Christoph Niessen (Landessportbund Nordrhein-Westfalen e. V., Duisburg):

Zu der Frage von Herrn Bischoff, ob schon Ergebnisse aus diesem Projekt vorliegen, kann ich folgende Antwort geben: Nein, es liegen noch keine Ergebnisse vor. Wir hatten zwei Treffen mit den Vereinen, die an diesem Pilotprojekt teilnehmen, nämlich ein Auftrags-treffen und ein erster Update-Treffen. Aber hieraus schon systematische Ergebnisse ableiten zu wollen, wäre aus meiner Sicht nicht seriös.

Zu Frage 4 und den Konzepten kann ich Folgendes sagen: Nein, es gibt keine flächendeckenden Konzepte dafür. Wir sind gerade dabei, anhand von zehn sehr unterschiedlichen Vereinen im Feld zu eruieren, wie solche Konzepte möglicherweise aussehen können. Und daraus kann dann möglicherweise eine Art Handlungsleitfaden für Vereine entstehen, die sich mit dem Thema beschäftigen wollen.

Ergänzen möchte ich allerdings, dass wir uns natürlich klar darüber sein müssen, dass es neben den Vereinen, die wir jetzt für dieses Projekt ausgewählt haben, sicher keine geringe Anzahl von Vereinen gibt, in denen das ohnehin bereits stattfindet, ohne dass der Landessportbund oder der Behinderten-Sportverband dafür irgendein Konzept entwerfen. Denn die Vereine leben das bereits vor Ort. Einen statistischen Überblick darüber haben wir allerdings nicht.

Zu Frage 6, welcher Kooperationen und Netzwerke es bedürfe und was die Landesebene dazu beitragen könne, lässt sich sagen: Die Landesebene kann keine kommunale Netzwerkarbeit machen. Das ist ganz klar. Das kann der Landessportbund im Übrigen auch nicht. Deswegen müssen wir in diesem Bereich – wie in allen anderen auch – unsere kommunalen Untergliederungen ertüchtigen. Das betrifft dann insbesondere die Untergliederung des Landessportbundes. Die meisten Fachverbände sind kommunal nicht selbst organisatorisch aufgestellt. Das heißt, wir müssen die Stadt- und Kreissportbünde oder auch die Stadt- und Gemeindegemeinschaften in den kreisfreien Städten und Gemeinden mobilisieren. Das tun wir mithilfe der Landesregierung bereits seit einigen Jahren. Dafür kann man jedoch nie genug tun. Wir brauchen starke Strukturen vor Ort. Denn dort findet die Sportentwicklung statt.

Zu Ihrer letzten Frage bezüglich des Leistungssports: Diese muss man, glaube ich, schichtweise betrachten. Denn Inklusion kann bereits heißen, dass eine Kanu-Weltmeisterschaft – wie vor einigen Wochen in Duisburg geschehen – parallel olympisch und paralympisch stattfindet.

Inklusion kann außerdem heißen, dass tatsächlich gemeinsame Wettkämpfe stattfinden, bei denen Behinderte und Nichtbehinderte gegeneinander antreten. Dabei wird mittels eines komplizierten Punktesystems, das sich beispielsweise an einem bestimmten Weltrekord in einer Schadensklasse orientiert, ermittelt, wie weit sie von diesem Weltrekord der Nichtbehinderten entfernt sind. Und anhand dessen kann ich Behinderte und Nichtbehinderte miteinander vergleichen. Das wird aber sicher nicht die Regel sein.

Die dritte Schicht besteht dann darin, dass weiterhin getrennte Wettkämpfe stattfinden. Auch das wird es weiter geben. Ich möchte dazu gerne Frau Verena Tamm zitieren, mit der Herr Schneider und ich bei der REHACARE in der letzten Woche das Vergnügen hatten, gemeinsam auf einem Diskussionspodium zu sitzen. Eine Para-

lympics-Teilnehmerin aus Nordrhein-Westfalen wurde von der Moderatorin gefragt: Haben Sie denn bei den letzten Paralympischen Spielen in London Nichtbehinderte vermisst? – Darauf hat sie geantwortet: Nein. – Auch diesen Wunsch der Athleten muss man zur Kenntnis nehmen. Frau Tamm ist eine kurzarmige Schwimmerin und hat selbstverständlich kein Interesse daran, in einem Wettkampf gegen langarmige Schwimmer anzutreten. Auch das wird gerade im Leistungssport ganz sicher eine Wettkampfform sein, die auch auf den Wunsch der Athletinnen und Athleten hin weiterhin nicht inklusiv stattfinden wird.

(Rainer Bischoff [SPD]: Aber was ist, wenn es andere Wünsche gibt und sie sich einklagen? Das war die eigentliche Frage! Sind Sie darauf vorbereitet?)

– Diesbezüglich bin ich relativ gelassen, allerdings auch nur deswegen, weil das nicht unmittelbar in unsere Geschäftszuständigkeit fällt. Denn wir sind glücklicherweise nicht Veranstalter internationaler Wettkämpfe, wo so etwas bisher primär stattfindet. Ich nehme an, Sie denken an den Fall „Pistorius“.

(Rainer Bischoff [SPD]: Ja!)

Ich kann nur sagen: Das ist im Moment zum Glück nicht unser Geschäftsfeld. Vielleicht möchte Herr Schneider noch etwas dazu sagen. Aber sein Geschäftsfeld ist es im Grunde genommen auch maximal mittelbar.

Siegfried Blum (Landessportbund Nordrhein-Westfalen e. V., Duisburg): Ich möchte gerne noch etwas zu dem Projekt ergänzen. Wir sind im letzten Jahr ganz klein mit zehn Vereinen gestartet, um intensive Erfahrungen mit Sportvereinen zu sammeln. Es sind auch zwei Behindertensportvereine dabei. Ansonsten handelt es sich um sogenannte Regelsportvereine, mit denen wir dieses Projekt umsetzen. Abschließende Ergebnisse gibt es noch nicht. Wir haben einen dreijährigen Projektzeitrahmen festgelegt.

Aber wir stellen bereits jetzt fest, dass die Vereine, und zwar die gesamte Bandbreite der beteiligten Sportvereine, also von den Kleinvereinen bis zu den großen Vereinen, schon das Bewusstsein entwickelt haben, dass es hier auch in Bezug auf die Vereinsarbeit um Öffnungsprozesse geht. Das gilt sowohl für den strukturellen und kulturellen Bereich als auch für den sportpraktischen Bereich. Dass es hier große Herausforderungen gibt, muss ebenfalls in die Vereine hineinkommuniziert werden und die eigenen Mitglieder erreichen, damit eine neue Vereinspolitik und Vereinsphilosophie auf den Weg gebracht werden.

Bezogen auf die praktischen Projekte sowie Konzepte und Erfahrungen ist es dasselbe. Wir haben in den letzten Jahren viele Erfahrungen – Stichwort „Heterogenität“ – im Breitensport gesammelt“. Ich denke, hier müssen wir anknüpfen und Öffnungsprozesse bewusst machen, und das ist in unserem Bereich natürlich über die Aus- und Fortbildung von Übungsleitern möglich.

Dieter Keuther (Behinderten-Sportverband Nordrhein-Westfalen e. V., Duisburg): Ich habe noch eine kurze Ergänzung dazu. – Sehr aufschlussreich war das

Inklusionsverständnis der am Projekt beteiligten Vereine, das über die UN-Behindertenrechtskonvention hinausgeht. Wir begrüßen das sehr. Das Inklusionsverständnis der Vereine ist sehr groß und schließt alle Menschen ein: Behinderte/Nichtbehinderte, Alt/Jung, Arm/Reich, Groß/Klein. Es ist also ein breites Inklusionsverständnis, und auf diesen Weg begeben sich alle zehn Vereine, die an dem Projekt beteiligt sind.

Prof. Dr. Gerd Hölter (TU Dortmund, Fakultät Rehabilitationswissenschaften, Dortmund): Bezugnehmend auf Ihre Frage habe ich mit dem Begriff „Zurückrudern“ eine Metapher aus dem Bereich des Sport gewählt. Ich begründe meine Aussage vor allen Dingen auf der Kenntnis von angloamerikanischer Literatur, und zwar deswegen, weil uns in Bezug auf das ganze Projekt „Integration und Inklusion“ die angloamerikanischen Länder um 15 bis 20 Jahre voraus sind. Das heißt, die Diskussion, die wir jetzt hier führen, wurde dort bereits vor langer Zeit geführt. Deshalb kann man dort auf sehr viel mehr empirische Untersuchungen und Überprüfungen bestimmter Annahmen zurückgreifen.

Man kann sagen, dass weltweit ungefähr 80 % der empirischen Untersuchungen, die es für diesen Bereich in der Vergangenheit gegeben hat, aus dem angloamerikanischen Raum kommen. Meines Erachtens dürfen wir diese für unseren Sprachraum nicht ignorieren, sondern sollten tatsächlich die weltweiten Erfahrungen der Kolleginnen und Kollegen heranziehen.

Was diese Untersuchungen angeht, so sind diese tatsächlich vergleichbar mit unseren: Nach einer anfänglichen Euphorie hat man bei der Auseinandersetzung mit den Detailproblemen – unter anderem bei der Differenzierung nach unterschiedlichen Formen der Behinderung, die sich relativ weit fassen lassen, angefangen bei einem großen Anteil von „sozialen“ Behinderungen bis körperlichen und sensorischen Behinderungen usw. – letztendlich doch erkannt, dass generelle Aussagen in Bezug auf inklusive Prozesse nicht gemacht werden können, sondern in Bezug auf die unterschiedlichen Formen von eingeschränkten Lebensmöglichkeiten differenziert werden muss. Das ist der erste Aspekt.

Zum Zweiten haben die englischen, australischen und amerikanischen Kollegen festgestellt, dass es eine ganze Reihe von Menschen gibt, die aufgrund der Schwere unterschiedlicher Behinderungen in dem Sinne nicht an inklusiven Sportprozessen teilnehmen können.

An dieser Stelle kann ich zu einem weiteren Punkt überleiten, nämlich den differenzierten Platzierungen. Soweit ich das beurteilen kann, muss man sowohl auf die Schule als auch auf Sportvereine bezogen wahrscheinlich ein ganzes Spektrum unterschiedlicher Maßnahmen anbieten, wobei der Kerngedanke der Inklusion in gewisser Weise als Schatten darüber hängt. Die Maßnahmen selbst können dabei jedoch sehr unterschiedlich sein. In den USA wird beispielsweise relativ häufig eine Begleitung durch Tutoren angeboten. Das heißt, dass eine Person als Fachbegleiter zum Beispiel bei Sportaktivitäten anwesend sein kann.

Generell kann man sagen – und hier berufe ich mich auf Rainer Schmidt, einen der Paralympics-Sieger, der, glaube ich, in diesem Ausschuss bereits anwesend war –, dass Mannschaftssportarten nicht besonders gut für inklusive Prozesse geeignet sind, sondern eine Platzierung davon abhängt, welche körperlichen Möglichkeiten die Menschen haben bzw. welche differenzierten Maßnahmen und Fördermöglichkeiten es gibt. Es kann durchaus sein, dass eine Person alleine gefördert wird, es kann aber auch sein, dass jemand in eine Gruppe integriert wird oder mit einer Fachbegleitung, einem Übungsleiter oder auch ohne Begleitung teilnimmt. Es wird über ein großes Spektrum unterschiedlicher Fördermöglichkeiten berichtet.

Dr. Volker Anneken (Forschungsinstitut für Inklusion durch Bewegung und Sport e. V., Frechen): Zu Ihrer ersten Frage: Aussagen zur Tendenz zu machen, ist schwierig, denn diese 10 % sind relativ schwierig zu erheben. Sie stammen aus der Literatur und werden auch an der einen oder anderen Stelle durch Erhebungen, die wir in kleineren Projekten insbesondere im Kinder- und Jugendbereich machen, bestätigt.

Es besteht jedoch folgende Schwierigkeit: Man kann lediglich Ableitungen anhand der Zahlen vornehmen, die uns aus dem Sport von Menschen mit Behinderung und aus dem Nichtbehindertensport vorliegen. Natürlich gibt es eine Dunkelziffer derjenigen, die Natursport machen – beispielsweise joggen – und nicht organisiert sind. In Projekten, die wir durchgeführt haben, bestätigt sich diese Zahl insbesondere für den Kinder- und Jugendbereich. Tendenziell hat sich das in den letzten Jahren nicht verändert, wobei man aber auch ganz klar sagen muss, dass eine Menge im Gange ist. Es gibt viele Initiativen auf unterschiedlichsten Ebenen, die in einer solchen Zahl natürlich nicht abgebildet werden können und wo davon ausgegangen werden kann, dass sich eine positive Tendenz zeigt. Diese wird sich jedoch mit Sicherheit noch nicht unmittelbar in 11 oder 12 % niederschlagen, sondern das wird mit Sicherheit ein längerer Prozess werden.

Zur zweiten Frage des inklusiven Grundverständnisses: Gerade im Bereich Sport halte ich das für ganz wichtig. Entscheidend ist in diesem Zusammenhang, dass es in meinen Augen nicht den inklusiven Sport geben wird. Die Theorie setzt sich zunehmend damit auseinander, dass es gerade im Sport viele Wege gibt, die zur Inklusion führen. Der Sport hat ein ganz besonderes Wesen: Er ist leistungsorientiert, er ist spaßorientiert, er hat Wettkampfelemente, er hat das Dabei-sein-Element und ist ein sozialer Kosmos, der unterschiedlichste Herausforderungen im Umgang mit der Heterogenität bildet. Unsere Erfahrung mit den Projekten, die wir auf den Weg bringen, ist – ich denke, das können die Vertreter der Verbände auch bestätigen –, dass an Orten, wo Inklusion über einen längeren Zeitraum von Menschen mit Behinderung welcher Form auch immer gelebt wird, die beispielsweise in das Gemeinschaftsleben eines Vereins oder eines Angebots eingebunden sind, ganz klar positive Veränderungen im Sinne eines inklusiven Grundverständnisses stattfinden. Dabei spielt das Setting keine Rolle – sei es ein Lauffreize, ein Verein oder ein schulischer Kontext. Und das ist ganz wichtig. Insofern würde ich sagen, dass, sofern Erfahrungen gemacht werden, die Tendenz in jedem Fall positiv ausfallen wird.

Vorsitzender Axel Wirtz: Wir fahren in der Fragerunde fort. Als Nächster hatte sich der Kollege Lamla zu Wort gemeldet.

Lukas Lamla (PIRATEN): Auch vonseiten meiner Fraktion vielen Dank für Ihr heutiges Erscheinen und für die ausführlichen Stellungnahmen. – Ich habe meine Fragen nach Themen gruppiert. Der erste Themenkomplex betrifft die Barrierefreiheit. Meine Fragen hierzu richten sich an den Behinderten-Sportverband und den Landessportbund. Bei der Überarbeitung der Sportförderrichtlinie soll die barrierefreie Zugänglichkeit und Nutzbarkeit in Zukunft stärker gewichtet werden. Aus den Stellungnahmen geht hervor, dass die Bedarfe der Menschen aufgrund der verschiedenen Behinderungen stark variieren. Könnten Sie vor diesem Hintergrund kurz die Anforderungen an Sportstätten mit Blick auf die Zugänglichkeit und vor allem auf die Nutzbarkeit erläutern und erklären, wie der Terminus „stärkere Gewichtung“ dem Gedanken der Inklusion gerecht wird?

Eine weitere Frage geht an den Deutschen Rollstuhl-Sportverband. Vor dem Hintergrund der Gegebenheiten in der Sportschule Hennef sowie den anstehenden Umbaumaßnahmen in der SportSchule Kamen-Kaiserau bitte ich Sie, noch einmal zu erläutern, wie der Terminus „stärkere Gewichtung“ aus Ihrer Sicht der Inklusion im Sport gerecht wird.

Des Weiteren hätte ich Fragen zum Themenkomplex des Assistenzbedarfs. Hierbei richtet sich die erste Frage an Herrn Dr. Anneken. Für viele Menschen mit Behinderung ist es überhaupt nur möglich, Sport zu treiben, wenn sie in irgendeiner Form Unterstützung erhalten. Die Beeinträchtigungen sind nun einmal sehr vielfältig, und daher sind auch die Unterstützungsbedarfe sehr unterschiedlich. Ich wüsste gerne konkret, welche unterschiedlichen Assistenzbedarfe Sie sehen und ob die bereits vorhandenen Assistenzmodelle ausreichend sind. Wo kann man auf Landesebene ansetzen, um in diesem Bereich die bestmögliche Unterstützung zu bieten?

Aus diesem Fragenkomplex habe ich außerdem eine Frage an die Selbsthilfe. Auch Sie versuchen, die bestehenden Modelle zur Assistenz mithilfe des Ehrenamtes und durch Zuhilfenahme von Honorarmitarbeitern weiterzuentwickeln. Wo sehen Sie die konkreten Probleme? Vielleicht könnten Sie das noch einmal umfangreicher erläutern.

Dann hätte ich noch Fragen zum Thema „Netzwerkarbeit“. Diese richten sich an Frau Dr. Luetkens. Sie sprechen sich dafür aus, dass Inklusion im Sport sehr gut über den Kooperationsansatz bzw. die Netzwerkarbeit erreicht werden kann. Könnten Sie aus Ihrer Perspektive und aus Praxissicht über Ihre Erfahrungen aus dem Bereich der Netzwerkarbeit im Sport berichten? Warum ist der Netzwerkansatz aus Ihrer Sicht ein mögliches Erfolgsmodell für die Inklusion im Sport? Und wo sehen Sie besondere Herausforderungen und Hemmnisse für einen Netzwerkansatz und die Schaffung eines inklusiven Breitensports?

Reinhard Schneider (Behinderten-Sportverband Nordrhein-Westfalen e. V., Duisburg): Es geht um die Barrierefreiheit von Sportstätten und die Bedarfslage von Menschen mit Behinderung. Ich darf vielleicht zunächst erst einmal an die Podiums-

diskussion anknüpfen, die letzte Woche stattgefunden hat und die Herr Dr. Niessen bereits angesprochen hat. Dort wurde gefragt, ob die Sporthallen in Nordrhein-Westfalen inklusionsfähig seien. Daraufhin hatte ich geantwortet, dass alle Sporthallen inklusionsfähig seien, und zwar deswegen, weil – das wurde auch bereits gesagt – Inklusion in den Köpfen stattfindet, nämlich indem man sich mit dem Thema auseinandersetzt. Wenn man den Willen hat, entsprechend auf die Bedarfslage von Menschen mit Behinderung einzugehen, ist der erste Schritt zur Inklusion bereits vollzogen.

Die Barrierefreiheit steht im Vordergrund. In anderen Beiträgen ist bereits deutlich geworden, dass es nicht den Menschen mit Behinderung schlechthin gibt, sondern eine ganze Palette verschiedener Behinderungsformen und -ausprägungen, das heißt Einschränkungen, die es zu kompensieren gilt. Aus unserer Sicht ist ein Aspekt besonders wichtig und muss verstärkt in den Blick genommen werden: Man muss auf die Bedarfslagen von Menschen mit Behinderung eingehen und die entsprechenden Grundlagen schaffen, was die Gestaltung und den Aus- und Umbau von Sportstätten anbelangt.

Damit ist aber nicht nur die Situation der Sporttreibenden gemeint, sondern auch die der Zuschauer. Das heißt, es stellt sich die Frage: Wie können Rollstuhlfahrer in das Gebäude gelangen? Welche Möglichkeiten haben sinnesbehinderte Menschen, die unmittelbar am Sportgeschehen oder als Zuschauer oder Zuhörer teilnehmen möchten? Die Auseinandersetzung mit der Bedarfslage von anderen Menschen – und das ist nicht nur auf Menschen mit Behinderung bezogen – muss zunehmend in den Fokus der Öffentlichkeit gerückt und bei allen Projekten selbstverständlich werden. Das ist damit gemeint, wenn von „zunehmend in den Fokus bringen“ die Rede ist.

Ute Herzog (Deutscher Rollstuhl-Sportverband e. V., Hennef): Ich bin beim Deutschen Rollstuhl-Sportverband und gleichzeitig Schulsportberaterin der Bezirksregierung Köln. Sie haben gezielt nach den Sportstätten Hennef und Kamen-Kaiserau gefragt. Deswegen werde ich gezielt darauf antworten.

Mir ist aufgefallen, dass sowohl in Hennef als auch in Kamen-Kaiserau die Barrierefreiheit in dem Sinne nicht vorliegt. In Hennef wurde zwar der Eingangsbereich barrierefrei gestaltet, der Hygienebereich bzw. die Toiletten und Badezimmer der Zimmer hingegen sind so eng, dass eine Zugänglichkeit nicht möglich ist. Es ist zwar alles ebenerdig, aber der Zugang ist aufgrund hotelgerechter Umbauten nicht mehr möglich. Deshalb können wir diese Stätten nicht nutzen. Kamen-Kaiserau war nur für bestimmte Rollstuhlfahrer nutzbar, die mit den Bedingungen zurechtgekommen sind. Durch die hotel-standardisierten Umbauten, die vorgenommen werden, wird es jedoch in Zukunft ebenfalls nicht mehr nutzbar sein. Ich habe diese Entwicklung bereits vor zwei Jahren beobachtet und habe das auch an die Parteien weitergegeben. Wie diese Angelegenheit letztendlich ausgegangen ist, davon habe ich nichts mehr gehört. Aber es hat mich sehr gewundert, dass ein Umbau mit Landesmitteln unterstützt wird, der im Sinne der Barrierefreiheit eigentlich ein Rückbau ist. Das habe ich nicht verstanden.

Oft wird gedacht, es genügt, zwei, drei Zimmer barrierefrei zur Verfügung zu stellen. Das ist für eine Basketballmannschaft oder gar eine Elektrorollstuhl-Hockeymannschaft etwas zu wenig. Diese können dann trotzdem nicht an Wettkämpfen teilnehmen, weil die Anreisen weit sind und sie bestimmte Liegezeiten brauchen. Deshalb benötigt man für einen solchen Fall mehr als drei barrierefreie Zimmer.

Hinzu kommt noch der hohe Preis. Denn oft werden wir mit Kindern bzw. Schülern an barrierefreie Hotels verwiesen. Durch die Anzahl des Betreuerpersonals haben wir ohnehin bereits doppelte Kosten im Vergleich zu anderen Sportlern, die zu Wettkämpfen fahren. Wenn wir dann noch auf Hotelstandard zurückgreifen müssen, werden die Kosten immens hoch. Und mehr Zuschüsse erhalten wir auch nicht, obwohl wir gerade im Breitensportbereich oft mit schwerst- und mehrfachbehinderten Schülern oder Jugendlichen unterwegs sind.

Insofern ist es erst einmal ein großes Problem, überhaupt Sportstätten zu finden, und dann kommt noch das Problem der Finanzierung hinzu. Denn durch den hohen Betreuerschlüssel und den Assistenzbedarf, der notwendig ist, haben wir sowieso schon Mehrkosten. – Das betrifft erst einmal die rein faktischen Fragen.

Vorsitzender Axel Wirtz: Ich finde es gut, dass Sie das so ungeschminkt sagen. Das ist ein Zeichen dafür, dass an vielen Stellen Handlungsbedarf besteht. – Herr Dr. Anneken hat das Wort.

Dr. Volker Anneken (Forschungsinstitut für Inklusion durch Bewegung und Sport e. V., Frechen): Assistenz ganz weit gedacht scheint im Zusammenhang mit inklusivem Sport ein Knackpunkt zu sein. Das heißt, welche Bedarfe können auftreten? – Das beginnt schlichtweg mit dem Transport hin zur Sportstätte und wieder zurück, beispielsweise bei einem Elektrorollstuhlfahrer, aber auch bei einem Menschen mit hohem Unterstützungsbedarf aufgrund kognitiver Einschränkungen, der den Weg zum Sport nicht alleine findet, aber zum Beispiel auf dem Platz – so sage ich es einmal ganz salopp – gut zurechtkommt.

Das betrifft aber auch ganz konkrete Dinge. Es kann auch darum gehen, Menschen dabei zu unterstützen, sich in der Umkleidekabine umzuziehen. Es gibt resultierend aus Befragungen auch Rückmeldungen von Vereinen, die sagen: Wir brauchen an der einen oder anderen Stelle zum Beispiel eine Art Assistenz des Trainers. Dieser hat zwar sportlich gesehen kein Problem damit, diese breite Heterogenität an Leistungen und Fähigkeiten zu handeln, aber an der einen oder anderen Stelle braucht er eventuell einen Assistenten, der ihm für den Fall zur Verfügung steht, dass er eine Kleingruppe bilden möchte, um dort die Heterogenität in den Griff zu bekommen.

Das heißt, die Frage der Assistenz stellt sich beim Sport selbst, beim Hin- und Rückweg sowie außerhalb von Vereinen, beispielsweise in Fitnessstudios. Diese verfügen über keinerlei Informationen, dass auch Menschen mit Behinderung Mitglied im Fitnessstudio sein können, diese aber gleichzeitig von einem Assistenten oder Betreuer begleitet und unterstützt werden müssen.

Ich komme zum zweiten Teil der Frage: Welche Assistenzsysteme gibt es? – Es gibt im Zusammenhang der Eingliederungshilfe oder verschiedenster anderer Systeme im sozialen Bereich eine ganze Menge. Das System der Behindertenhilfe bietet an der einen oder anderen Stelle auch für diesen Bereich und für Menschen, die einen Anspruch auf Fachleistungsstunden oder andere Unterstützungssysteme im Alltag haben, unterschiedliche Möglichkeiten, dort Unterstützung einzufordern, wo personelle Ressourcen zur Verfügung gestellt werden können. Das ist unserer Wahrnehmung nach überhaupt noch nicht in das System durchgedrungen. Das ist noch immer zu stark von einzelnen Personen abhängig. Die verschiedensten Bereiche innerhalb der sozialen Systeme sind noch längst nicht ausreichend informiert. Vonseiten der Politik – das hatte Herr Killewald letzte Woche auch in seinem Abschlussstatement gesagt – gibt es diesbezüglich noch großes Potenzial.

Damit wären wir bei dem Stichwort „Vernetzung“, das gleich sicher noch zur Sprache kommt. Die Systeme müssen einfach voneinander wissen und lernen. Denn das eine System weiß viel über Menschen mit Behinderung, die einen hohen Hilfebedarf haben, und das andere System weiß viel über Sport. Und wenn sich beide Systeme ein bisschen mehr aufeinander zugehen würden, wäre das für diesen Bereich sehr hilfreich.

Dr. Willibert Strunz (LAG Selbsthilfe NRW e. V., Münster): Es ist interessant, dass Sie zum Thema „Ehrenamtlichkeit“ ausgerechnet die Selbsthilfe gefragt haben. Der karikative Aspekt ist natürlich ein Teil der Ehrenamtlichkeit, aber das Grundprinzip ist das Prinzip der Hilfe auf Gegenseitigkeit. Und das unterscheidet sich schon von dem reinen Prinzip der Ehrenamtlichkeit.

Ich habe bei all den Fragen, die Sie heute vorgelegt haben, strukturelle, inhaltliche, rechtliche und partizipative Aspekte ausgemacht. Unter diesem Aspekt würde ich auch Ihre Frage beantworten wollen.

Was die rechtliche Seite des Assistenzbedarfs angeht, besteht Nachholbedarf, aber ich sehe dort durchaus Möglichkeiten. Eine ist das persönliche Budget von behinderten Menschen. Es ist zu überlegen, ob ein Teil des persönlichen Budgets auch für Assistenzbedarf im Bereich des Sportbetriebs gewährleistet wird. Denn Grundlage des persönlichen Budgets ist ausdrücklich die Teilhabe am öffentlichen gesellschaftlichen Leben. Das ist meines Erachtens ein ganz wichtiger Punkt.

Den ehrenamtlichen Aspekt würde ich erst einmal zurückstellen. Denn auf der Ebene der Ehrenamtlichkeit, der karitativen Seite, hat auch die Seite der Betroffenen erheblich gelitten. Um es ein bisschen böse zu sagen: Es ist zwar viel Gutes geschehen, aber viele Leute haben es zu gut gemeint, ohne die Betroffenen selbst zu fragen, nach dem Motto: Ich weiß, was gut für dich ist. – Ich möchte das jedoch nicht allen unterstellen. Wir kommen ohne Ehrenamtlichkeit nicht aus, aber es ist ein Aspekt, der durchaus kritisch zu sehen ist. Ich würde anhand der rechtlichen Rahmenbedingungen zuerst kritisch prüfen, ob dort noch etwas zu machen ist.

Zu den strukturellen Aspekten. Man kann sagen: Je besser die Rahmenbedingungen sind, das heißt die Umweltbedingungen, desto weniger Assistenzbedarf besteht.

Dr. Sascha A. Luetkens (Körbe für Köln e. V., Hürth): Die Netzwerkarbeit ist ein komplexes Thema und aus meiner Sicht tatsächlich ein mögliches Erfolgsmodell im Rahmen eines inklusiven Sportangebots. Herr Dr. Anneken hat es vorhin bereits angedeutet: Im Endeffekt geht es natürlich darum, Kompetenzen zusammenzubringen, die verschiedene Partner in die Netzwerkarbeit einbringen. Das führt automatisch zu einer wechselseitigen Entlastung.

Das bedeutet: Full Inclusion is out. Vielleicht muss sie auch gar nicht „in“ sein. Ich glaube nämlich auch, dass ein kleiner Sportverein oder ein Behindertensportverein nicht immer alle eigenen Angebote inklusiv öffnen muss. Das ist, glaube ich, auch nicht Sinn der Sache. Über einen Netzwerkansatz sind sie aber zeitgleich in der Lage, das eigene Kernangebot aufrechtzuerhalten und über Vernetzung weitere Angebote zu schaffen, die ebenfalls inklusiv sind. Somit findet sowohl eine wechselseitige Entlastung als auch eine Angebotserweiterung statt. Es werden automatisch Synergien im Rahmen einer Ressourcenbündelung geschaffen. Das bedeutet, vorhandene Ressourcen werden zusammengebracht.

Das Ganze ist natürlich sehr voraussetzungsreich. Netzwerkarbeit kann nicht per se passieren und kann auch keine Nullnummer sein. Denn bei den Anfängen zur Netzwerkbildung ist man immer an Zeit und Engagement der einzelnen Partner rückgebunden. Sehr viel hängt von Personen ab. Deswegen sehe ich es als wichtige Herausforderung in diesem Bereich an, eine Netzwerkkoordination zu unterstützen, damit die Partner sozusagen dort abgeholt werden können, wo sie stehen, und damit nicht jeder kleine Partner bzw. das Ehrenamt im Sport überfordert wird und diese Arbeit selber leisten muss. Vielmehr besteht die Aufgabe darin, diese Kompetenzen bereits vor Ort über eine Netzwerkkoordination zu bündeln. Sich auf Augenhöhe zu begegnen und ein gemeinsames Netzwerkziel und damit ein inklusives Sportziel zu gestalten, kann unterstützt werden. Das braucht jedoch auch entsprechende Ressourcen.

Das ist nur ein kleiner Ausschnitt aus diesem Bereich. Wenn es noch Nachfragen dazu gibt, kann ich gerne mehr dazu ausführen. Aus der Praxiserfahrung kann ich sagen: So funktioniert es sehr gut, und so können auch kleine Vereine mitgenommen werden und sich inklusiv öffnen, ohne dabei überfordert zu werden, was ich ganz wichtig finde.

Josefine Paul (GRÜNE): Vielen Dank für Ihre ausführlichen Stellungnahmen und für Ihr Erscheinen. – Viele Fragen sind bereits beantwortet. Ich habe allerdings noch ein paar Fragen. Eine davon geht an Herrn Dr. Anneken. Sie haben gesagt, 10 % sind im organisierten Sport unterwegs. Ich hätte eine Frage zu den unterschiedlichen Zielgruppen, die dort aktiviert werden. Wie sieht es mit Jungen und Mädchen, Männern und Frauen oder Menschen mit Migrationshintergrund aus, und wie sind dort die Altersstrukturen?

Ich fand es sehr interessant, dass Sie in Ihrer Stellungnahme geschrieben haben, dass auch die kommerziellen Angebote beispielsweise von Fitnessstudios etc. einbezogen werden könnten bzw. dass Sie dort für sich unter Umständen auch einen neuen Bereich sehen würden. Das stelle ich mir in der Praxis etwas schwierig vor.

Denn zum einen können wir diese ja nicht zwingen, und zum anderen habe ich immer den Eindruck, dass bei Fitnessstudios die Selbstoptimierung im Vordergrund steht. Mich würde interessieren, ob Sie den Eindruck haben, dass dort tatsächlich auch von deren Seite ein Interesse daran besteht, sich dorthin zu öffnen. Denn wenn es um Selbstoptimierung geht, bei der der Aspekt der Schönheit im Vordergrund steht, ist diese Zielgruppe vielleicht eher irritierend. Aber ich kann mich auch irren.

Des Weiteren habe ich eine Frage an den Vertreter der Special Olympics. Ich glaube, wir reden immer ganz viel darüber, Barrieren abzubauen und von inklusivem Sport. An der Stelle sollten wir uns, glaube ich, einmal darüber verständigen, über wen wir eigentlich im Einzelnen sprechen. Ich würde gerne etwas deutlicher herausarbeiten, worin die speziellen Bedarfe bei Menschen mit geistiger Behinderung liegen. Dort geht es doch sicher um andere Barrieren. Was sind dort die speziellen Herausforderungen? Wo gibt es weitere Herausforderungen, die in der Diskussion „Sport und Inklusion“ noch nicht so stark zum Tragen gekommen sind, weil wir uns oft über Bauvorschriften etc. unterhalten?

Herr Prof. Hölter, Sie hatten bereits angedeutet, wie angelsächsische Länder wie Australien und England mit diesem Thema umgehen. Glauben Sie, wir könnten trotz unserer sehr speziellen Sportstruktur, die uns stark von derjenigen der USA, Australien und England unterscheidet, bestimmte Dinge davon lernen? Oder können wir lediglich deren Zahlen übernehmen, da unsere Struktur zu unterschiedlich ist?

Dr. Volker Anneken (Forschungsinstitut für Inklusion durch Bewegung und Sport e. V., Frechen): Zu den 10 %. Diese Zahl bezieht sich auf den Behindertensport und den organisierten Sport ganz konkret zu Menschen mit Behinderung. Es gibt keine Zahlen, die den Migrationshintergrund berücksichtigen. Nichtsdestotrotz sind Menschen mit Migrationshintergrund und einer Behinderung dort automatisch erfasst.

Man muss diese 10 % quasi über die Lebensspanne nehmen. Es gibt im Behindertensport zwar absolut gesehen mehr ältere als jüngere Menschen, aber auch im Vergleich zu der Zielgruppe „Menschen ohne Behinderung“ sind das zurzeit immer rund 10 %.

Im Kinder- und Jugendbereich muss man die Konsequenz etwas dramatischer sehen. Wenn man sagt, 30 % der Gesamtbevölkerung sind – in welcher Form auch immer – motiviert, Sport zu treiben, haben wir eine Lücke. Aber dort müssen wir anknüpfen. Denn der Mensch mit Behinderung möchte statistisch gesehen auch so viel Sport treiben wie der Mensch ohne Behinderung.

Bei Kindern und Jugendlichen ohne Behinderung ist es so, dass in der Regel zwischen 60 und 80 % irgendwie irgendwann einmal oder regelmäßig sportlich aktiv sind. Das heißt, mit unserer Zahl sind wir noch stärker in der Pflicht, das zu verändern. Ich denke, gerade im Kontext der intensiven und guten Struktur des Rehabilitationssports verhält es sich folgendermaßen: Je älter die Menschen werden, desto eher haben sie durch die unterschiedlichen Systeme auch im Netzsystem des Behindertensports den Zugang. Mehr kann ich zu den 10 % nicht sagen.

Was die Fitnessstudios betrifft, gebe ich Ihnen recht; ich habe die gleiche Wahrnehmung. Die wollen das eigentlich gar nicht, sage ich einmal ganz provokant. Ich habe ein, zwei konkrete Beispiele vor Augen, die ich ungerne ausführen würde, weil sie wirklich erschreckend sind. Aber ich glaube, dass wir vor dem Hintergrund der UN-Behindertenrechtskonvention und der Aufklärungs- und Bewusstseinsbildung nicht daran vorbeikommen, auch diese kommerziellen Anbieter in welcher Form auch immer – ich weiß gar nicht, ob man das überhaupt kann – in die Pflicht zu nehmen und zu sagen: Ihr müsst auch Rahmenbedingungen schaffen, die es Menschen mit Behinderung ermöglichen, bei euch Sport zu treiben, und sei es, dass ihr einer Frau mit einer geistigen Behinderung, die reguläres Mitglied in eurem Fitnessstudio ist, eine Assistenzperson, die rechts neben ihr sitzt und sie betreut, nicht in Rechnung stellt.

Das sind Beispiele, die mich glauben lassen, dass der Zugang zur Selbstoptimierung, die bei Menschen mit Behinderung genauso ausgeprägt ist wie bei Menschen ohne Behinderung, schon ermöglicht werden muss. Und die Frage, ob sie das wollen, ist erst einmal unerheblich. Irgendwie muss man dieses Thema anpacken.

Dr. Horst Strohkendl (Deutscher Rollstuhl-Sportverband e. V.): Es gibt Zahlen im Bereich der Querschnittgelähmten, also für Menschen mit einer schweren Behinderung. In diesem Bereich haben wir eine umgekehrte Pyramide. Auf drei Männer kommt eine Frau. Die besondere Problematik liegt darin, dass wir für Rollstuhlsportler kein flächendeckendes Angebot haben. – Das ist der erste Punkt.

Der zweite Punkt ist folgender: Wenn heute jemand nach drei Monaten aus der Klinik entlassen wird, stellt er fest, dass es keinen Urlaub von einer Behinderung gibt und er deshalb nicht „Hurra, jetzt kann ich Rollstuhlsport machen!“ schreien kann. Vielmehr ist hier eine aktive Integrationsarbeit erforderlich. Ich wollte damit nur sagen, dass es nicht um den Kinder- und Jugendbereich, sondern um den Erwachsenenbereich geht.

Dr. Bernhard Conrads (Special Olympics Deutschland, Berlin): Vielen Dank für die Einladung und für Ihre Frage. – Ich spreche für Special Olympics in Nordrhein-Westfalen. Special Olympics ist die Sportorganisation für Menschen mit geistiger Behinderung. Die geistige Behinderung ist die Art der Behinderung, von der die meisten Menschen betroffen sind. Insofern ist es sicherlich besonders wichtig, auf die Belange dieser Menschen einzugehen. Aber auch geistig behindert Menschen sind keine homogene Gruppe. Es gibt Menschen mit Down-Syndrom, mit Impfschäden, mit Unfallschäden und Menschen, die beim Geburtsvorgang nicht mit ausreichend Sauerstoff versorgt worden sind. Das sind ganz unterschiedliche Gruppen, die nur eine Gemeinsamkeit haben, nämlich intellektuell beeinträchtigt zu sein.

Darauf zielt Ihre Frage ab, was die Barrierefreiheit für diese Personengruppe betrifft. Natürlich gibt es auch viele Menschen mit geistiger Behinderung, die mehrfach behindert sind und zusätzlich Körperbehinderungen haben. Insofern ist die klassische Barrierefreiheit auch für diese Menschen relevant. Aber ich verwende in diesem Zusammenhang viel lieber den Begriff der umfassenden Zugänglichkeit.

Zugänglichkeit heißt auch, dass man sich im Sport, im den Sportstätten und in den Sportvereinen gut orientieren kann. Dazu gehört, dass dort in sogenannter leichter Sprache informiert wird, dass angebrachte Hinweisschilder verständlich sind, dass Leitsysteme visualisiert sind, die auch intellektuell beeinträchtigte Menschen verstehen können. Es geht darum, dass diese nicht in jeder Sportstätte unterschiedlich, sondern möglichst bundesweit und international identisch sind. An dieser Stelle geht es schlichtweg darum, neben den Barrieren, die im Bereich der Architektur bestehen und abgebaut werden müssen, auch die Barrieren im Bereich der Kommunikation abzubauen.

Es gibt noch zwei andere Barrieren, die ich nennen möchte. Zum einen ist es in unterschiedlichen Sportarten so, sodass Menschen mit geistiger Behinderung unterschiedliche Regelwerke in Anspruch nehmen und angeboten bekommen sollten. Zum anderen ist eine der größten Barrieren etwas, das bei jedem von uns vorhanden ist, nämlich die Vorurteile. Ich meine die Haltung gegenüber Menschen mit geistiger Behinderung, dass diese nicht auch Sport mit Spaß und Leidenschaft erleben können, dass sie nicht gerne etwas leisten möchten und dass sie ein bedauernswertes Leben haben.

Ich denke, Sport trägt wesentlich dazu bei, die Vorurteile in der Bevölkerung aufzubrechen. Durch Sport lässt sich die Haltung gegenüber dieser großen Personengruppe von 450.000 Menschen in Deutschland verändern. Dafür muss man ihnen jedoch den Weg zum Sport eröffnen. Die Dimension „Inklusion durch Sport“ – und nicht nur „Inklusion im Sport“ – ist gerade bei Menschen mit geistiger Behinderung von ausschlaggebender Bedeutung. Denn es gibt eine Rangskala im Ansehen behinderter Menschen in der Bevölkerung. Am angesehensten sind blinde Menschen; dazu gibt es Untersuchungen. Danach kommen körperbehinderte Menschen, sprich Rollstuhlfahrer. Dann kommen die geistig behinderten Menschen. Die psychisch Kranken sind am schlechtesten angesehen. Man muss also auch einmal im Blickfeld haben, welche positiven Auswirkungen vom Sport ausgehen können.

Eine letzte Anmerkung: Für geistig behinderte Menschen muss sich überhaupt erst die Chance bieten, mit Sport in Verbindung zu kommen. Viele Erwachsene unter ihnen – ich nehme nicht im Einzelnen dazu Stellung – arbeiten in Werkstätten für behinderte Menschen. Und dort kommt die Verbindung zwischen Sozialpolitik und Sportpolitik zustande. Dort müssten die Menschen die Möglichkeit haben, Sport erleben zu können, und das bedingt eine personelle Ausstattung der Werkstätten für Behinderte, die überhaupt ein bisschen Platz und Raum für Sportangebote in der Woche lässt. Aber das geht schon in Richtung Eingliederungshilfe, und dieses Fass möchte ich nicht neu aufmachen.

Prof. Dr. Gerd Hölter (TU Dortmund, Fakultät Rehabilitationswissenschaften, Dortmund): Sie haben eine Frage zu den Strukturen gestellt. Dazu kann man zwei Dinge sagen. Interessanterweise stammt die aus meiner Sicht beste Studie dazu von der deutschen Kollegin Sabine Radtke, die eng mit dem DOSB-Mitglied Gudrun Doll-Tepper zusammenarbeitet. Die Studie ist neu und bezieht sich auf die Integration von Fachverbänden, die zunächst nur auf Behinderte bezogen waren, in die allgemeinen

Sportfachverbände. Letztlich gibt es bezogen auf Sportarten, aber auch bezogen auf die allgemeine Vertretung keine spezifischen Behindertenfachverbände mehr, sondern nur allgemeine Fachverbände. Und es hat sich gezeigt, dass diese Integration sich insgesamt sehr positiv auswirkt.

Es gibt auf den Leistungssport bezogen eine ganze Reihe von qualitativen Interviews von Sportlern mit Behinderung, die den allgemeinen Fachverbänden angehören, so dass dieses sicherlich ein bedenkenswertes Veränderungsfeld ist. Und deshalb hält man das mit eigenen Verbänden aufrecht.

Der zweite Punkt bezieht sich etwas stärker auf freizeitsportliche Angelegenheiten und deren Strukturen. Auf der einen Seite können wir in Deutschland sicherlich auf die bestehende Struktur mit ihrem ausgeprägten Vereinswesen, die sich bis in das kleinste Dorf fortsetzt, stolz sein. Denn in dieser Form gibt es das nur ganz selten auf der Welt. Auf der anderen Seite halte ich den Alleinvertretungsanspruch von Sportverbänden bezüglich der Frage der Teilhabe von Menschen mit Behinderung am Bewegungsleben – ich sage jetzt ganz bewusst nicht Sport – für nicht besonders förderlich. Ich denke eher in Netzwerkkategorien. Das sage ich als BSNW-Vereinsvorsitzender und als LSB-Mitglied. Ich bin durchaus mit den Strukturen vertraut.

Für eine Förderung bestimmter Gruppen von Menschen muss man jedoch breiter denken und kann diese nicht auf den Sport zentrieren. Vor allen Dingen ist bei der Sportförderung an die finanzielle Förderung für eine spezifische, definierte Gruppe über die Verbände mitgedacht. Und das halte ich nicht für besonders günstig. Vielmehr muss man meines Erachtens im Sinne von Frau Luetkens viel breiter denken und beispielsweise spezifische Fitnessangebote ergänzen, die offen für unterschiedliche Gruppen sind. Das wäre unter anderem durch Projektmittel zu fördern. Es gibt einige Möglichkeiten, um in struktureller Hinsicht jenseits von Sportverbänden noch andere Sachen auf den Weg zu bringen.

Volker Jung (CDU): Den ersten Themenkomplex möchte ich mit Quantität überschreiben, um ein Gespür dafür zu bekommen, wie weit wir überhaupt sind, was Sportstätten, Übungsleiter etc. angeht. Meine erste Frage richtet sich an Herrn Schneider. Wie viele Sportstätten in NRW sind barrierefrei? Kann man das sagen, oder ist das ein Stochern im Nebel?

Wie sieht es darüber hinaus in den Landkreisen aus? Können Frau Herzog, Herr Prof. Hölter oder Herr Dr. Strunz etwas dazu sagen, in wie vielen Landkreisen es vielleicht kein einziges Sportangebot für behinderte Menschen gibt? Und falls dies so ist, was muss dann getan werden, um dies dort zu ermöglichen?

In Richtung der Übungsleiter richtet sich folgende Frage: Gibt es genügend Übungsleiter, die Menschen mit Behinderung ihre Dienste anbieten? Und was muss getan werden, um den Bedarf abzudecken, wenn es nicht genügend Übungsleiter gibt? Das wäre eine Frage an Herrn Dr. Niessen und Herrn Schneider.

Eine letzte Frage habe ich an den Landessportbund bzw. Herrn Dr. Niessen. Was tun Sie, um in der Fläche inklusiven Breitensport sicherzustellen?

Reinhard Schneider (Behinderten-Sportverband Nordrhein-Westfalen e. V., Duisburg): Ein Stochern im Nebel ist es sicherlich nicht, aber was die Barrierefreiheit von Sportstätten anbelangt, können wir nicht mit konkreten Zahlen aufwarten. In allen Stätten stellen sich unterschiedliche Bedarfslagen dar, weil unterschiedliche Sportstätten genutzt werden. Es gibt Sportstätten, die in städtischer Hand sind, die von Kreisen als Träger betreut werden, und das sind teilweise auch Schulsporthallen, die ganz unterschiedlich ausgerichtet sind. Eine allgemeine Aussage zu Barrierefreiheit bzw. Nicht-Barrierfreiheit ist deshalb nicht zu treffen. Aber das knüpft an das an, was ich bereits gesagt habe: Man muss das ganz individuell betrachten und sich an den Bedarfslagen orientieren.

Zu der Frage der Übungsleiter kann ich Folgendes sagen: Selbstverständlich kann man sagen, dass es insbesondere für den inklusiven Bereich im Sport nie genug Übungsleiter gibt. Das heißt, es gilt, zunehmend Angebote im Nichtbehindertenbereich für Behinderte zu öffnen. Dazu bedarf es einer speziellen Ausbildung von Übungsleitern. Dazu dient teilweise auch das Projekt, das hier angestoßen worden ist. Wir arbeiten gemeinsam mit dem Landessportbund daran, diese Aspekte der Inklusion, Das heißt der Einbindung von Menschen mit Behinderung, vorrangig zu behandeln. Insofern, denke ich, bildet sich für diesen Bereich eine Tendenz ab. Glücklicherweise wird Inklusion sozusagen nicht verordnet, sondern dass die Vereine zunehmend den Wert erkennen, der damit verbunden ist. Das Menschenbild, das dahintersteckt, findet in den Vereinen zunehmend einen Platz. Insofern bin ich zuversichtlich, dass die Anzahl der Übungsleiter, die sich insbesondere für Menschen mit Behinderung als Angebotsgeber darstellen, zunehmen wird.

Prof. Dr. Gerd Hölter (TU Dortmund, Fakultät Rehabilitationswissenschaften, Dortmund): Ich wünschte, uns würde mehr oder weniger vernünftiges Zahlenmaterial in unterschiedlichen Landkreisen zur Verfügung stehen. Ich möchte Herrn Wolf nicht auf die Füße treten, aber er weiß mit Sicherheit auch, dass in der ländlichen Eifel sowohl die Versorgung mit Hausärzten und Kinder- und Jugend-Psychotherapeuten als auch mit besonderen Fördermöglichkeiten für Menschen mit Behinderung und Teilhabemöglichkeiten in Sportvereinen nicht besonders groß sind.

Allerdings liegt eine Chance – und das geht bis in die hinterste Eifel – in den lokalen Sportvereinen. Und das funktioniert nur über Anreizsysteme bei gemischten Gruppen. Das muss kein Sportverein sein, es kann auch eine Pfarrgemeinde sein. Meines Erachtens hängt das mit dem vernünftigen Einsatz von Fördermitteln zusammen.

Dr. Willibert Strunz (LAG Selbsthilfe NRW e. V., Münster): Ich habe selbst in meinem ersten Leben Sport studiert und habe auch sportwissenschaftlich gearbeitet. Deshalb kenne ich ziemlich viele Sportstätten. Ich habe auch lange Zeit im Breitensport gearbeitet. Nach meiner Wahrnehmung gibt es so gut wie gar keine Sportstätten, die komplett barrierefrei sind. Es gibt Angebote, es gibt auch viel guten Willen, vor allen Dingen vor dem Hintergrund der zurzeit festzustellenden Euphorie in bestimmten Vereinen. Das ist richtig. Ich würde Herrn Schneider auch recht geben, dass es eine Sache des Menschenbildes ist. Viele sind auch in dieser Hinsicht auf

dem Weg, sich zu verändern, aber es geht nicht ohne Stolpersteine. Das sehe ich immer wieder.

Die Stadt Münster ist meines Erachtens vorbildlich, was das Zeichensetzen angeht. Auf vielen Fahrradwegen und Bürgersteigen gibt es zum Beispiel im Einzugsbereich von Einkaufsgeschäften das Rollstuhlsymbol. Trotzdem stellen ausgerechnet Fahrradfahrer ihr Fahrrad genau dorthin, wo dieses Rollstuhlsymbol ist. Ich bin ein bisschen skeptisch, was die Bewusstseinsänderung von nicht behinderten Menschen geht.

Man braucht einfach rechtliche Rahmenbedingungen, und – darauf würde ich ganz gerne zu sprechen kommen – man braucht eine Verbesserung der Partizipation der Menschen mit Behinderung vor Ort. Wir sind vonseiten der Landesarbeitsgemeinschaft gerade dabei, ein Projekt auf der örtlichen Ebene durchzuführen, und zwar geht es darum, Beteiligungsformen behinderter Menschen vor Ort festzustellen. Ich glaube, dass das ein wirksamer Hebel ist, um das Thema „Inklusion“ im Sport voranzubringen. Denn als nicht behinderter Mensch hat man, selbst wenn man es gut meint, nicht immer alle Dimensionen im Kopf. Das ist meines Erachtens der richtige Hebel, dass behinderte Menschen vor Ort in politischen und Sportausschüssen mitwirken und darauf hinwirken können, dass sich an bestimmten Stellen etwas verändert. Inklusion verändert sich vor Ort, sowohl im Stadt- als auch im ländlichen Bereich, und dort ist einiges zu tun.

Ich bin übrigens nicht der Meinung, dass, wie Herr Anneken gesagt hat, alle oder ein Großteil der Fitnessstudios nicht bereit sind, diese Bewegung zu inklusivem Sport hin mitzumachen. Ich kenne alleine in Münster drei Sport- bzw. Fitnessstudios, die sich behinderten Menschen geöffnet haben und wo regelmäßig – das gilt auch für mein Fitnessstudio – Menschen mit unterschiedlicher Behinderung aus der Umgebung mitmachen.

Ich finde die Idee von Herrn Prof. Hölter ganz interessant, dass man auch solche privaten Initiativen unter Umständen mit Projektmitteln stützen kann. Diese Fitnessstudios sind nicht ohne Grund entstanden. Es ist immer so, dass auch Lücken entdeckt werden. Man muss sagen, dass die Sportverbände zum Teil bestimmte Entwicklungen verschlafen haben. Das hat nichts mit dem Trend zum Individualismus zu tun. Ich selbst merke auch, dass in Fitnessstudios die Lust zur Kommunikation, die Lust, etwas zusammen zu machen, stärker vorhanden ist. Es ist nicht der Individualismus, der die Fitnessstudios geschaffen hat, sondern es sind die Lücken, die die Sportverbände zum Teil geschaffen haben. Denn die haben diese Entwicklung teilweise verschlafen. Sie holen wieder auf, aber es hat sich parallel zu den Sportverbänden etwas verändert. Und meines Erachtens sollten die Sportverbände diese Entwicklung durchaus aufnehmen und einen Veränderungsbedarf bei sich sehen.

Ute Herzog (Deutscher Rollstuhl-Sportverband e. V., Hennef): Ich würde gerne etwas zu den Sportstätten, den Übungsleitern und den Sportangeboten im ländlichen Raum sagen. Zu den Sportstätten kann ich sagen, dass sich dort in den letzten Jahren sicher etwas getan hat. Zug um Zug werden Sportstätten barrierefreier, aber wir

befinden uns am Anfang eines langen Weges. Ich denke, darüber sind wir uns alle bewusst.

Ich kann Ihnen ein Beispiel aus Bonn nennen. Ich bin seit über 25 Jahren Übungsleiterin im ASV Bonn. Wir betreuen sowohl die Bundesliga-Spieler als auch Kindergruppen, das heißt Dreijährige, die mit dem Rollstuhlsport anfangen. Und wir haben seit zwei Jahren einen Raum, wo wir die Sportrollstühle lagern können. Aber was lange währt, wird endlich gut. Ich denke, es ist noch das Einfachste, die baulichen Barrieren abzubauen.

Des Weiteren möchte ich darauf hinweisen, dass die Förderschulen sehr gut ausgestattete Sportstätten haben. Diese zu nutzen, wäre eine gute Möglichkeit. Dann kämen auch die Förderschulen mehr in den Blick der Gesellschaft. Wir haben eine ganze Reihe von guten Schulen. Frau Weidenfeld vom LVR kann sicher auch etwas dazu sagen, inwieweit die Förderschulen für Vereine und Verbände nutzbar wären. Die Kooperation zwischen Vereinen, Verbänden und Schulen finde ich jedenfalls grundlegend.

Zu den Übungsleitern. Wir bilden Übungsleiter aus. Unser Lehrer, Herr Dr. Horst Strohkendl, ist heute auch anwesend. Wir bilden seit vielen Jahren Übungsleiter aus, die selbst auch mit einer Behinderung leben und teilweise auf Assistenz angewiesen sind. Zuerst mussten wir hart kämpfen, um es überhaupt zu dürfen. Aber für uns war das sehr wichtig, weil nur diejenigen kompetente Übungsleiter sind, die Selbsterfahrung weitergeben können. Der Selbsthilfeaspekt spielt dabei eine große Rolle. Für uns sind das die wertvollsten Übungsleiter. Wir arbeiten eigentlich immer im Team, das aus einem Rollstuhlnutzer und einem Fußgänger – so heißen die bei uns – besteht. Das hat sich sehr bewährt, und ich würde mir für inklusive Sportgruppen auf jeden Fall auch eine Doppelbesetzung der Übungsgruppen mit einem Menschen mit Behinderung und einem ohne Behinderung wünschen.

Zu den Übungsleitern. Natürlich kann man immer mehr Übungsleiter brauchen, aber die Ausbildung, die sich auf die praktischen Einheiten in der Halle, die Methodik des Sportlernens, auf das Wohlfühlen, das Miteinander und das soziale Gefüge in der Sportgruppe bezieht, finde ich immens wichtig. Die Ausbildung ist für uns sehr wichtig und steht deshalb im Vordergrund.

Zu den Sportangeboten in den Landkreisen kann ich nur von den Erfahrungen des Deutschen Rollstuhl-Sportverbandes berichten. Als ich vor über 20 Jahren angefangen habe, den Kinder- und Jugendbereich zu übernehmen, hatte ich auf meiner Liste 12 Sportgruppen, jetzt sind es deutschlandweit 100. Das heißt, wir haben zurzeit 1.650 Kinder und Jugendliche mit Rollstuhl, die dort engagiert sind. Im DRS sind es insgesamt 7.500. Das heißt, wir haben einen relativ hohen Prozentsatz an Kindern und Jugendlichen, nämlich 20 %.

Das heißt aber nicht, dass jedes Kind im Rollstuhl vor Ort eine Sportgruppe oder ein Angebot im inklusiven oder im Rollstuhlsport findet. Ich denke, die Kinder haben teilweise einen Einzugsbereich von fast 100 km. Manche fahren eine Stunde zum Sport, machen eine Stunde Sport, und fahren wieder eine Stunde zurück. Und das ist es ihnen mehr als wert, weil ihnen der Sport, wie eben schon angeklungen ist, unheim-

lich viel Selbstbewusstsein und Selbststärkung gibt. Deshalb nehmen die Eltern auch die ganzen Strapazen der Fahrt auf sich. Denn die Fahrdienste sind nicht überall so gut vertreten, wie es sein sollte.

Dr. Christoph Niessen (Landessportbund Nordrhein-Westfalen e. V., Duisburg):

Ich möchte das Thema „Übungsleiter“ noch einmal kurz aufgreifen und hinsichtlich der Wünsche, die diesbezüglich herangetragen werden, kritische Anmerkungen machen. Wir müssen uns Folgendes bewusst machen: Als Landessportbund gucken wir auf knapp 20.000 Vereine und eine entsprechende Zahl von Übungsleitern in diesem Land.

Man kann nie genug Übungsleiter haben, und wir haben auch nie genug Übungsleiter. Das gilt auch für die Regelsportgruppen. Wir müssen uns klar machen, dass wir hier von einem System von Laienqualifizierung reden. Wir dürfen uns nicht an den grünen Tisch setzen und so tun, als hätten wir ein direktives System zur Verfügung, das der Landessportbund von oben steuert, indem er vorschreibt, was gemacht wird.

Wir haben ein System von Laienqualifizierung. Ein Übungsleiter zu werden, bedeutet zunächst einmal nichts anderes, als 120 Unterrichtseinheiten zu durchlaufen. Wenn ich durch die Lande fahre, um Kongresse zu verschiedenen Themen zu besuchen, komme ich mit Anforderungen zurück. Die Übungsleiter sollen sich nicht nur um junge Mädchen und Gleichstellung kümmern, sondern sie sollen sich auch um Anti-Doping, Rechtsextremismus und Gewaltprävention kümmern, die interkulturelle Öffnung ihrer Sportgruppen vorantreiben usw. Und dann kommt einem am Ende der Gedanke: Moment mal, ich sollte doch eigentlich lernen, eine Sportgruppe zu leiten.

Ich gebe das einfach einmal zu bedenken. Das sind die Erfahrungen, die wir machen. Wir müssen aufpassen, dass wir dieses tragende Element des Vereinswesens in unserem Land nicht mit Ansprüchen überfrachten. Darüber hinaus geht es hierbei auch um Angebot und Nachfrage. Natürlich hat der Landessportbund eine Vordenker- und steuernde Funktion. Wir können fordern, dass Übungsleiter inklusiv tätig werden und inklusiv qualifiziert werden, zum Beispiel über die Übungsleiterbezuschussung. Aber wir müssen uns davor hüten, es aufzupropfen. Denn wir haben keineswegs nur eine steuernde und direktive Funktion, sondern wir haben als Sportverband auch eine Dienstleistungsfunktion. Und es nützt uns nichts, Hunderte grundständige Übungsleiterausbildungen mit dem Schwerpunkt A oder A anzubieten, wenn diese Übungsleiterausbildungen nicht nachgefragt werden. Wir müssen also auch auf die Nachfrage am Markt reagieren.

Damit komme ich zum dritten und letzten Punkt hierzu. Wir haben innerhalb des Pilotprojekts gemeinsam mit dem BSNW eine Übungsleiterausbildung als Pilotmaßnahme gestartet, und schon danach zeichnete sich aus meiner Sicht ab, dass dies primär ein Thema für Fortbildungen für Übungsleiter und weniger ein Thema für grundständige Übungsleiterausbildungen sein wird. Denn – und das sage ich hier ganz kritisch – aus meiner Sicht ist nicht damit geholfen, dass ich in die 120 Unterrichtseinheiten auch noch zwei Unterrichtseinheiten zum Thema „Inklusion“ hineinpacke, so wie ich zwei Stunden zum Thema „Interkulturelle Öffnung“ hineinpacke. In-

klusives Sporttreiben – das ist heute schon mehrfach gesagt worden – ist sehr voraussetzungsvoll. Und das müssen wir im Blick behalten.

Dr. Sascha A. Luetkens (Körbe für Köln e. V., Hürth): Ich würde gerne ergänzend aus der Praxissicht berichten. Ich kann das auf der einen Seite sehr gut verstehen und nachvollziehen und glaube auch, dass die bestehende Übungsleiterausbildung auf keinen Fall überfrachtet werden soll und dass die Bedarfe natürlich auch das Angebot steuern sollen.

Ich glaube aber auf der anderen Seite, dass der Bedarf gerade aufgrund dieser Welle, sich inklusiv zu öffnen, eigentlich gegeben ist. Ich bin ganz Ihrer Meinung, dass es ein zusätzliches Modul sein muss, das nicht noch in die bestehende Ausbildung eingepackt werden darf. Denn das wäre in der Tat eine Überforderung. Vielmehr kann es beispielsweise im Fortbildungssystem auch zum Lizenzerhalt bestehen. Dabei handelt es sich um zweimal acht Lehreinheiten. So machen wir es jedenfalls in Köln, und teilweise wird es bereits über das FiBS angeboten. Und es ist nachgefragt und wird gut angenommen.

Ich habe die Erfahrung gemacht, dass es eine Aufgabe ist, die viele Leute sehr ernst nehmen. Im Moment ist es vielleicht auch wichtig, dafür entsprechende Ressourcen zur Verfügung zu stellen, um diese zusätzlichen Ausbildungsmodul oder Lehreinheiten zu refinanzieren. Ich weiß, dass die Bereitstellung von Ressourcen immer ganz schwierig ist, aber ich kann durchaus Positives aus meinem Umfeld berichten. Wir arbeiten inklusiv, und ich habe sehr viele Leute in dem inklusiven Bereich über Fortbildungen und Kurzschulungen ausgebildet. Ich hatte die Möglichkeit, deren Finanzierung über Europa- und Stiftungsgelder zu gewährleisten, die sie gerne angenommen haben. Das wollte ich dazu noch ergänzen.

Prof. Dr. Gerd Hölter (TU Dortmund, Fakultät Rehabilitationswissenschaften, Dortmund): Ich möchte ergänzen, was der Kollege vom LSB sagt, und zwar nicht bezogen auf Übungsleiter und -leiterinnen, sondern auf diejenigen, die Sport zu ihrem Beruf erwählt haben. Das gilt für Studierende, den Freizeitbereich oder den Schulbereich. So bedauerlich es ist: Die Professionalisierung wird in dieser Hinsicht innerhalb der letzten 15 Jahre in NRW massiv abgeschmolzen und nicht ausgebaut.

Für die letzte Veranstaltung dieser Art mit dem FiBS im Kölner FC-Stadion habe ich die Zahlen für die beiden Ausbildungsstätten in Nordrhein-Westfalen, die Deutsche Sporthochschule und bis vor Kurzem die TU Dortmund, recherchiert. Im letzten Wintersemester haben sich noch nicht einmal 2 % aller Lehrveranstaltungen mit diesem Thema beschäftigt. Sie müssen Folgendes bedenken: Die Leute, die jetzt ausgebildet werden, haben innerhalb ihres Unterrichtsangebots weniger als 2 % an Veranstaltungen zu diesem Thema. Wie soll denn unter diesen Umständen eine Professionalisierung stattfinden, geschweige denn auf Ebene der Übungsleiter, die häufig von Professionellen unterrichtet werden?

Hier besteht meines Erachtens eine enorme politische Gestaltungsmöglichkeit über Lehrpläne bzw. Zuwendungen für unterschiedliche Universitäten, diesbezüglich eine Veränderung herbeizuführen. Das ist ein Feld, das aus meiner Sicht überhaupt noch

nicht vernünftig thematisiert worden ist und wo die Entwicklungen gegenüber der Ideologie eher rückläufig sind.

Dr. Ingo Wolf (FDP): Die Barrierefreiheit hat innerhalb der Diskussion bereits einen breiten Raum eingenommen. Ich möchte gerne Herrn Schneider zum Thema „Modernisierung von Sportstätten“ fragen, ob es eine Tendenz dahin gehend gibt, dass, sofern für den einen Barrieren abgebaut werden, vielleicht für den anderen Barrieren wieder aufgebaut werden. Gibt es so etwas, und wenn ja, muss man dann besondere Dinge bedenken, oder gibt es besondere Schwierigkeiten?

Meine zweite Frage richtet sich an Frau Dr. Weidenfeld. Der LVR verweist auf ein Modellprojekt mit dem Namen „Erfolgsfaktoren für inklusiven Sport in Schulen und Vereinen – Sportvereine öffnen ihre Türen für Kinder und Jugendliche mit Behinderung“. Ich hätte gerne gewusst, wie lange dieses Projekt laufen wird, wo es erprobt wird und wie sich dabei die Einbindung der Fachverbände und der wissenschaftlichen Begleitung gestaltet.

Reinhard Schneider (Behinderten-Sportverband Nordrhein-Westfalen e. V., Duisburg): Damit sprechen Sie ein heikles Thema an. Es gibt verschiedene Bedarfslagen, das ist richtig. Und wenn man diese Bedarfslagen der einen Gruppe von Behinderten erfüllt, kann das durchaus dazu führen, dass es für eine andere Gruppe kontraproduktiv ist.

Ich nenne Ihnen ein Beispiel: Wenn Sie bestimmte taktile Elemente für Menschen, die sehbehindert sind, integrieren, dann kann es unter Umständen eine zusätzliche Barriere für andere sein, die körperbehindert sind, insbesondere für Rollstuhlfahrer. Darauf muss geachtet werden. Das ist ganz klar. Da wir schon mehrmals über Barrierefreiheit gesprochen haben, wissen wir, dass diese immer von den individuellen Bedarfslagen abhängen wird.

Insofern ist es ganz wichtig – wir haben schließlich auch über Vernetzung gesprochen –, dass es nicht nur eine Person oder Organisation gibt, die sich damit auseinandersetzt. Wenn es um die Gestaltung von Barrierefreiheit insbesondere der Sportstätten geht, dann muss auch der Kreis, der im örtlichen Umfeld zu finden ist, vollumfänglich einbezogen werden. Das ist die Voraussetzung, um die verschiedenen Interessenlagen und die Kompromissmöglichkeiten entsprechend auszuloten.

Dr. Andrea Weidenfeld (Landschaftsverband Rheinland, Köln): Das gemeinschaftliche Projekt „Erfolgsfaktoren für inklusiven Sport in Schulen und Vereinen“ des Landschaftsverbandes Rheinland wird mit Geldern des Sportministeriums finanziert und befindet sich im Moment noch in der Anfangsphase. Wir sind noch in der Planung, und was die wissenschaftliche Begleitung betrifft, so läuft noch ein Verfahren. Deshalb kann ich im öffentlichen Bereich leider noch nichts dazu sagen. Die wissenschaftliche Begleitung ist vorgesehen, und Aussagen dazu kann ich am 15.10. gerne nachreichen. Falls das gewünscht ist, kann ich gerne erläutern, wie wir uns die wissenschaftliche Begleitung inhaltlich vorstellen.

Im Moment sind sechs bis zehn Modellstandorte im Gespräch. Der Landschaftsverband startet im Prinzip rheinlandweit an Standorten, an denen unsere Förderschulen vertreten sind. Dort werden wir eine Netzwerkbildung anregen, die aus den Förder- und Regelschulen sowie ansässigen Sportvereinen bestehen soll, wobei nicht festgelegt ist, ob es sich um Regel- oder Behinderten-Sportvereine handelt. Außerdem ist vorgesehen, weitere kommunale Partner wie Jugendzentren zu gewinnen. Inklusion findet in der Kommune statt und hat dort unterschiedlichste Partner.

Die Einbindung der Verbände ist natürlich vorgesehen, aber im Moment sind wir noch in der Planung. Die wissenschaftliche Begleitung steht an erster Stelle, und danach werden wir schauen, welche Vereine und Standorte eingebunden werden sollen. Es gibt beispielsweise Förderschwerpunkte wie körperliche und motorische Entwicklung, Hören und Sehen. Und dementsprechend werden wir sowohl mit großen als auch mit kleineren Sportverbänden zusammenarbeiten.

Rainer Bischoff (SPD): Meine erste Frage geht an Herrn Otten als Praktiker. Mir ist bekannt, dass Sie Fußballturniere und Ähnliches durchführen. Eben wurde uns bestätigt, dass Mannschaftssport besonders schwierig mit Inklusion zu vereinbaren ist. Wie ist Ihre Erfahrung mit der Schwierigkeit von Inklusion in Mannschaftssportarten? Gibt es einen Trend oder eine Tendenz bei Ihren Veranstaltungen, seitdem wir das Thema viel öffentlicher in der Gesellschaft diskutieren?

Dann beschäftigt mich insgesamt die Fragestellung: Wie erreichen wir denn den Menschen mit Behinderung durch Sportangebote? Diese Frage ist sowohl Gegenstand unseres Antrages als auch die eigentliche Grundlage dieser Anhörung. Das betrifft zumindest Punkt 5 der jetzigen Fassung des Antrages, in dem wir die Landesregierung auffordern, man müsse mehr informieren.

Hier habe ich zunächst einmal Fragen an die Vertreterin des LVR. Sie haben auf Seite 2 eine Einschätzung getroffen, warum Menschen mit Behinderung Sport begegnen. Ihren Einschätzungen liegen verschiedene Interpretationen zugrunde, und Sie sagen, die Wissenschaft habe das noch nicht erforscht. Welches ist der wichtige Impuls? Warum werden die vorhandenen Angebote nicht gefunden? Könnten Sie uns mithilfe Ihrer Erfahrung aus der Praxis sagen, auch wenn es keine wissenschaftliche Erforschung gibt, welche Tendenz Sie wahrnehmen, und warum das scheitert?

Die zweite Frage richtet sich an den Vertreter von Special Olympics. In der Antwort auf die Frage 3 berichten Sie über die Personalstruktur der Einrichtungen und darüber, wie schwierig es ist, dort Sportangebote zu machen. Auf Seite 5 gehen Sie darauf ein, welche Unterstützung Sie sehen, und führen aus, dass die Eltern eine wichtige Funktion erfüllen. Mir fällt dabei auf, dass der Sportverein hier nicht als wichtige Unterstützung auftaucht. Vermute ich damit richtig, dass es an dieser Stelle Berührungs- oder Kontaktprobleme gibt und dass man vielleicht überlegen sollte, wie man das verbessern kann? Wie können wir dazu kommen, dass man nach den Eltern als erste Stütze direkt an die Sportvereine als zweite Stütze denkt?

Meine letzte Frage geht an Herrn Dr. Anneken. Zur Frage der zentralen Gründe für die Unterrepräsentanz der Menschen mit Behinderung im Sport haben Sie ein gerin-

ges Wissen der Menschen mit Behinderung selbst und ihrer Angehörigen, wo und welche Angebote existieren, aufgeführt. Das entspricht dem, was wir unter Punkt 5 unseres Antrags verbessern wollen. Gibt es denn neben der allgemeinen Feststellung, dass die Umstände schlecht sind, auch positive Beispiele?

Die Frage ist doch: Wie erreichen wir die Menschen? Wir haben eben mehrfach gehört, dass Menschen mit Behinderung nicht homogen, sondern heterogen und in der gesamten Gesellschaft unterwegs sind. Wie erreicht nun der Verein mit seinem Angebot den Menschen mit Behinderung? Sie sagen, das ist schlecht entwickelt. Aber gibt es möglicherweise vor Ort ein konkretes positives Beispiel, das wir als Best-Practice-Beispiel für das Protokoll und für unsere weitere Tätigkeit mitnehmen können?

Dirk Otten (ESG Einkaufs- und Servicegesellschaft mbH, Rheda-Wiedenbrück):

Als Mann aus der Praxis, wie Sie mich gerade titulierte, möchte ich Ihre beiden Fragen beantworten. – Durch meine Affinität zum Sport – ich habe früher in einer höheren Liga Fußball gespielt und Sport studiert –, habe ich immer ein Projekt gesucht, um meinem behinderten Sohn – er ist 15 Jahre alt und Autist – in irgendeiner Art und Weise den Weg zu ebnen und ihn zu begleiten. Denn als Elternteil steht man Behinderungen teilweise sehr ohnmächtig gegenüber. Deshalb hieß mein Projekt „Fußball“, das ich in Harsewinkel leite. Die Erfahrungen sind sehr vielfältig und durchweg positiv. Deshalb kann ich diese negativen Erfahrungen im Mannschaftssport Fußball überhaupt nicht bestätigen. Ganz im Gegenteil: Ich habe mit zehn Kindern bzw. Jugendlichen angefangen, und mittlerweile sind wir bei 40 und haben verschiedene Kooperationen mit der Lebenshilfe etc. geschlossen.

Ich bin kein „Hardcore-Inklusionist“ aus Überzeugung. Das hat Grenzen. Man muss einfach schauen, was vor Ort machbar ist und inwieweit man die einzelnen Menschen abholen kann. Das Wichtigste ist es – das muss ich an dieser Stelle einmal eindeutig sagen –, Leute zu finden, die Menschenfänger sind. Man muss nicht unbedingt spezielle Übungsleiterlehrgänge machen, sondern man sollte vielmehr Leute finden, die die Kinder – egal, ob Autist oder „Downie“ – dort abholen, wo Bedarf besteht, und sie auf irgendeine Art und Weise zusammenbringen. Deshalb hat der Sport – und in meinem Fall der Fußball – eine Brückenfunktion. Ich gebe denjenigen recht, die das schon haben anklingen lassen. Ich halte solche Projekte zwischen Vereinen und Förderschulen für sehr förderlich.

Sie fragten danach, ob sich in anderthalb Jahren eine Tendenz abgezeichnet hat. Ich bin jetzt seit April 2012 dabei und kann Ihnen bestätigen, dass wir ungebrochen einen riesigen Zulauf haben. Aber man muss vor allen Dingen die Eltern mit ihren Ängsten und Schamgefühlen noch viel stärker begleiten und abholen als die Kinder und Jugendlichen selber. Das ist die eigentliche große Herausforderung. Die Politik und die einzelnen Verbände können Rahmenbedingungen schaffen, aber man muss die Menschen vor Ort erreichen. Und dafür braucht man keine spezielle Übungsleiterausbildung, sondern dafür braucht man Menschenfänger, die die Empathie besitzen und die soziale Interaktion innerhalb dieser heterogenen Gruppe fördern. Und dann kann man durchaus etwas erreichen. Damit meine ich keine Erfolge in Form

von Leistung, sondern Erfolge in der sozialen Interaktion untereinander und im Selbstbewusstsein. Denn diese Kinder wollen nicht immer nur das fünfte Rad am Wagen sein. Dafür sind Projekte wie das, das ich derzeit betreue und das durch das FiBS und Bayer Leverkusen unterstützt wird, optimal.

Dr. Andrea Weidenfeld (Landschaftsverband Rheinland, Köln): Ich habe in der Stellungnahme tatsächlich Möglichkeiten aufgezählt, bei denen es sich im Prinzip um Rückmeldungen aus unseren Schulen, nämlich von Eltern sowie Schülerinnen und Schülern, handelt. Eine Aufgabe des kommenden Projektes ist es, systematischer zu erarbeiten, was die Fachkräfte in den Schulen und Vereinen und die Kinder und Jugendlichen berichten.

Ich könnte jetzt nur Einzelmeinungen herauspicken. Des Öfteren habe ich gehört, dass es für Menschen mit Behinderung im Bereich der Sinnesschädigung, sprich bezogen auf das Hören und Sehen, wohnortnah oft kein passendes Angebot finden, das sich ausreichend auf die Bedürfnisse der Kinder und Jugendlichen mit dieser speziellen Einschränkung einstellt, da es sich um eine relativ seltene Art der Behinderung handelt. In den Schulen habe ich sehr oft das Gefühl, dass der Weg zum Sportangebot hin und wieder zurück als sehr große Schwelle wahrgenommen wird. Das trifft besonders auf diejenigen Kinder aus den LVR-Förderschulen zu – das sind oft Ganztagschulen –, die bereits einen langen Schulweg haben und erst um vier oder fünf Uhr nachmittags noch einmal aufbrechen müssten, um Sport zu treiben. In diesem Fall bräuchte man eher Angebote am Wochenende oder im Anschluss an die Schule. Das sind jedoch alles Fragen, die wir im Prinzip am Ende des Projektes beantworten möchten.

Dr. Bernhard Conrads (Special Olympics Deutschland, Berlin): Gestatten Sie mir, dass ich, bevor ich auf ihre Frage mit den Vereinen eingehe, noch einmal ganz kurz zu der Frage der Eignung von Mannschaftssportarten für Inklusion einige Sätze verliere. Genau diese Frage zeigt, wie wichtig es ist, die unterschiedlichen Behinderungsformen in ihrer jeweiligen Eigenheit zu sehen.

Natürlich ist es schwer vorstellbar, dass ein Rollstuhl-Basketballer in einer Basketballmannschaft mit Fußgängern Leistungssport oder Wettkämpfe betreibt oder dass ein Blindenfußballer in einer normalen Fußballmannschaft mitspielt. Vielleicht tue ich den Rollstuhlfahrern damit Unrecht; das mag sogar sein. Für Menschen mit geistiger Behinderung gibt es die Möglichkeit des Unified Sport. Dieses Konzept betrifft wichtige Mannschaftssportarten wie Fußball, Basketball und Volleyball und lässt sehr wohl das gemeinsame Sporttreiben von behinderten und nicht behinderten Menschen in einer Mannschaft zu. Es gibt viele Mannschaften, die Staffelwettbewerbe zulassen.

Um das ein bisschen prägnanter darzustellen, nehme ich das Beispiel Volleyball. In einer Volleyball-Mannschaft eines Unified-Teams spielen drei geistig behinderte Sportler und drei nicht geistig behinderte Sportler zusammen. Dabei gibt es beispielsweise die Regel, dass ein Punkt nur dann zählt, wenn mindestens einmal bei einer Dreier-Stafette auch ein geistig behinderter Sportler den Ball berührt hat. Gera-

de für diese Personengruppe zeichnet sich eine wachsende Tendenz ab, gemeinsame Mannschaften zu bilden.

Ich komme nun zu Ihrer Frage bezüglich der Vereine. Das mag an dem Spezifikum von Special Olympics liegen. Wir erfüllen eine Art Brückenfunktion zwischen Sport- und Behindertenszene. Und deswegen lassen wir keine Gelegenheit aus, auch zu sagen: Um Sport dem Personenkreis geistig behinderter Menschen zugänglich zu machen, müssen auch die strukturellen und finanziellen Voraussetzungen in Einrichtungen und die Bereitschaft in den Familien gegeben sein.

Wenn Sie sich allerdings die Inklusionspyramide, die meiner Stellungnahme vorangestellt ist, anschauen, ist mitten drin eine große, breite Ebene, die „Öffnung des organisierten Sports“ heißt. Und natürlich wollen wir, um das Wahlrecht für Menschen mit geistiger Behinderung im Bereich „Sport“ realisieren zu können, die Vereine gewinnen. Wir wünschen uns und hoffen, dass auch die Sportvereine sowohl strukturell als auch personell und finanziell unterstützt werden, damit sie in der Lage sind, Menschen mit einer geistigen Behinderung als aktives Mitglied aufzunehmen.

Das ist eine sehr wichtige Zielgruppe, der sich Special Olympics öffnet und hinsichtlich derer wir uns die Zusammenarbeit ausdrücklich wünschen.

Dr. Volker Anneken (Forschungsinstitut für Inklusion durch Bewegung und Sport e. V., Frechen): Die Zurverfügungstellung von Informationen für diejenigen, die eigentlich Sport treiben, ist absolut ausbaufähig. Obwohl es im Prinzip viele Angebote gibt, bekommen wir oft die Rückmeldung: Ich weiß aber nicht, wo ich das machen kann, wozu ich in meinem Fall Lust habe. Das heißt, das wohnortnahe, individuelle Angebot stellt eine große Herausforderung dar.

Jetzt stellt sich die Frage: Wie können wir die Leute informieren? – Das betrifft nicht nur die Eltern, sondern auch die Kinder und Jugendlichen selbst, aber auch die Lehrer, die den Eltern Empfehlungen aussprechen können, an welche Vereine sie sich wenden sollen und wo wohnortnahe Strukturen vorhanden sind. Im Erwachsenenbereich, beispielsweise bei Verunfallten oder chronisch erkrankten Menschen mit Behinderung, steht man allerdings vor anderen Herausforderungen. Auch dort bekommen wir Rückmeldungen von Menschen, die beispielsweise im Anschluss an eine Rehabilitationsmaßnahme gar nicht wissen, wo sie vor Ort aktiv werden können.

Diesbezüglich ist schon eine Menge im Gange. Ich sollte Ihnen Best-Practice-Beispiele nennen und habe zwei ganz konkrete Beispiele aus dem Bereich der Rollstuhlfahrer im Blick, die aber auch für andere Zielgruppen denkbar sind. Es gibt das Projekt – Frau Herzog wird es sehr gut kennen, weil sie dafür verantwortlich ist – der Rollikids, die Regelschulen, also nicht Förderschulen, besuchen und dort Lehrer und Kinder informieren und mit denen Aktionen machen. Ich kann von einer einwöchigen Aktion einer GU-Schule berichten, in der gemeinsamer Unterricht stattfindet. Diese Aktion beinhaltete, dass sowohl das Kollegium als auch jedes Kind – ob behindert oder nicht behindert – den Rollstuhlsport in seiner ganzen Breite kennengelernt hat. Dadurch wurde initiiert, dass jedes Kind – nicht unbedingt Rollstuhlfahrer – den Rollstuhl überhaupt als Sportgerät erkannt hat. Und peu à peu hat es der Lehrer, unter-

stützt durch Frau Herzog, geschafft, die Eltern darüber zu informieren, wo man in der Region entsprechende Angebote ausprobieren kann. Das ist mit Sicherheit aufwendig, aber wenn man diese Informationen immer weiter ausrollt, wird man damit immer mehr Menschen erreichen.

Ich möchte noch einmal auf die Menschen eingehen, die verunfallt oder chronisch erkrankt sind und eine Behinderung haben. Institutionen wie stationäre und ambulante Rehabilitationseinrichtungen und Unfallkliniken sind im Bereich „Bewegung und Sport“ hervorragend aufgestellt. Die machen das im Sinne einer Heranführung an eine Belastbarkeit für den Alltag hervorragend. Wenn die betroffenen Personen dann aber diese Einrichtungen verlassen und ihnen nicht direkt gesagt wird, wo sie sich beispielsweise in der Eifel oder in Köln weiter bewegen können, verlieren wir sie für den Sport. Das ist eine Schnittstelle, an der wir anknüpfen. Aktuell führen wir ein Projekt für Menschen mit Querschnittslähmung durch, bei dem es darum geht, vor Ort einen sogenannten Mobilitätslotsen zu installieren, der durch die Versicherung kontaktiert werden kann, nach dem Motto: Hör zu, hier hat jemand die Rehabilitationseinrichtung verlassen. Bitte kümmert euch im Bereich „Bewegung und Sport“ um ihn.

Das sind Systeme, die verhindern, dass wir diese Menschen verlieren. Voraussetzung dafür ist, dass es sich über die Zielgruppe der Rollstuhlfahrer hinaus verselbstständigt. Das sind zwei Beispiele, die zeigen, dass es möglich ist, Kinder und Jugendliche, aber auch Erwachsene besser zu informieren.

Ute Herzog (Deutscher Rollstuhl-Sportverband e. V., Hennef): Mir wäre es wichtig, dass wir miteinander denken und nicht so sehr danach fragen: Ist das oder das möglich? Ist Leistungssport inklusiv oder exklusiv möglich? Ich kann mir für beide Bereiche, also Leistungssport inklusiv und exklusiv, Beispiele vorstellen. Es gibt den Rollstuhltanz, der auch als Leistungssport gilt und absolut inklusiv ist, weil ein Fußgänger mit einem Rollstuhlfahrer tanzt. Das ist nur ein Beispiel. Ich kann mir Breitensport inklusiv und exklusiv vorstellen. Es gibt für alles gute Gründe. Ich denke, das müssen wir nicht gegeneinander abwägen, sondern wir sollten uns einfach darüber klar werden: Es gibt für alle Sportbereiche gute Gründe, dass sie existieren, und sie werden gewählt werden.

Wir müssen jedoch den Gedanken unterstützen, dass bei den inklusiven Angeboten der Zwang zur Normalität und der Leistungsgedanke nicht überhandnehmen, sodass Leute mit einer stärkeren Beeinträchtigung dort keinen Platz finden oder keine wirkliche Teilhabe gewährleistet ist. Ich denke an die Idee, Rollstuhlfahrer durch die Gegend zu schieben oder an sonstige Handlungen, die gerne aus dem Denken der Nichtbehinderten abgeleitet werden.

Das heißt, inklusive Angebote müssen auch gewährleisten, dass vor allen Dingen Kinder und Jugendliche ihre Bewegungsmöglichkeiten kompetent kennenlernen. Das ist nicht immer der Fall. Es gibt für Kinder und Jugendliche mit Rollstuhl kein finanziertes Angebot, durch das sie das Rollstuhlfahren erlernen. Wenn sie in der Förderschule sind, sehen sie vielleicht bei anderen, wie das funktioniert. Wenn sie aber eine Regelschule besuchen, sind sie alleine und sehen weit und breit niemanden, der sich im Alltag auf diese Weise fortbewegt. Das ist ein riesengroßes Problem.

Zurzeit führen wir Gespräche mit den Kassen, damit Kurse für diese Kinder finanziert werden und diese überhaupt ein Bewegungslernen erfahren, um eine Stufe hoch- und runterfahren können und wissen, wo sie mit ihrem Rollstuhl hochfahren können und wo nicht. Sie müssen lernen, den Rollstuhl sicher zu beherrschen. Das sind ganz wichtige Grundlagen, die für mich erst gegeben werden müssen, bevor ich an inklusiven Sport denke. Denn erst dann können sie sich einbringen, wie sie sich einbringen möchten.

Wir arbeiten jedoch sowohl an den Grundlagen als auch am inklusiven Sport. Ich denke, bei geistig behinderten Menschen ist das ähnlich. Dort gibt es auch viele Vorurteile, die sie daran hindern, sich sportlich zu entwickeln und eine sportliche Bewegungsentwicklung mitzumachen. Das gilt auch für Menschen mit Mehrfachbehinderung. Wie oft habe ich Mütter von Kindern mit Schwerstbehinderung angesprochen und gefragt: Warum kommt ihr Kind nicht zum Sport? Wir hätten es gerne dabei. – Und die sagen dann: Mein Kind ist geistig behindert und kein körperlich behinderter Rollstuhlfahrer. Das geht doch gar nicht. – Natürlich geht das. Es geht bei uns sogar ganz hervorragend, und die Kinder machen eine gute Bewegungsentwicklung durch, wenn die Grundlagen gegeben sind.

Deswegen ist mein Plädoyer: Das Fachwissen, das wir haben, muss einfach mit eingebunden werden. Inklusive Angebote nützen nichts, wenn dieses Fachwissen dazu nicht mit einfließt, wie man eine Bewegungsgrundlage geben kann. Das wäre mir ganz wichtig.

Ich denke, wir sollten außerdem unseren Blick in Richtung neuer Sportangebote öffnen, wie der Kollege Conrads das bereits geschildert hat. Es gibt Möglichkeiten, neu zu denken und Sportarten zu erfinden, die man im Miteinander vollziehen kann. Das sind zwar bis jetzt nicht viele, aber ein paar gibt es bereits. In dem Bereich können wir noch ganz viel ausprobieren. Der Sport ist so facettenreich, dass ich guten Mutes bin, dass wir im gemeinsamen Tun noch ganz viele Dinge entdecken werden.

Dr. Horst Strohkendl (Deutscher Rollstuhl-Sportverband e. V., Hennef): Ich möchte gerne noch etwas zu der Qualifizierung der Übungsleiter sagen. Es ist völlig klar, dass der organisierte Sport und speziell der Behindertensport durch engagierte Menschen bewerkstelligt wird. Das ist eine Bedingung. Häufig sind diese Menschen Familienangehörige. Der Behindertensport unterscheidet sich gerade für Schwerbehinderte im Bereich der Rehabilitation total vom Sport der Nichtbehinderten.

Die Behinderten erleben eine Tragödie, die Teil eines Rehabilitationsvorgangs wird, bei dem es einen großen Hilfsbedarf gibt. Insofern würde es nicht ausreichen, dafür engagierte Menschen einzusetzen, sondern in Bezug auf die psychologische Problematik, die damit einhergeht, können wir diese Menschen dafür in der Übungsleiterausbildung qualifizieren. Es genügt in der Regel nicht, nur zu vernetzen und Adressen zu verteilen, sondern bei uns läuft die Integration nur über den persönlichen Kontakt.

Ich bin Sportwart im RSC Köln. Wir haben 180 Mitglieder. Wenn fünf davon alleine gekommen sind, ist das viel. Der Rest kam über den persönlichen Kontakt zu uns.

Und er bleibt auch nur, wenn jemand da ist, der sich am Anfang qualifiziert um ihn kümmert. Deshalb würde ich sagen, dass Engagement auf jeden Fall eine Voraussetzung ist, aber es bedarf auch einer Qualifizierung, die einen für diese Menschen erst sensibel werden lässt. Man muss nämlich lernen, von sich abzusehen und sich mit den Behinderten zu identifizieren. Wenn man das schafft, ist das für denjenigen natürlich auch ein besonderes Erfolgserlebnis.

Reinhard Schneider (Behinderten-Sportverband Nordrhein-Westfalen e. V., Duisburg): Ich möchte kurz auf das eben Gesagte eingehen. Es wurden folgende Begrifflichkeiten genannt: Inklusion und Exklusion.

(Ute Herzog [Deutscher Rollstuhl-Sportverband e. V., Hennef]: Exklusiv!)

– Das ist richtig, trotzdem geht es in dieselbe Richtung. Wir machen im Moment fest, wie Menschen mit und ohne Behinderung gemeinsam Sport treiben können. Ganz entscheidend ist dabei das Menschenbild, von dem ich eben gesprochen habe. Dabei geht es um die Selbstbestimmung der Menschen mit Behinderung. Dazu zählt ganz elementar ein Wahlrecht, und zwar dahin gehend, dass ich mir selber aussuchen kann, ob ich an einer Veranstaltung teilnehmen möchte, bei der Behinderte und Nichtbehinderte gemeinsam etwas tun, oder ob ich an einer Veranstaltung teilnehmen möchte, bei der ich in einem Kreis von gleichartig Betroffenen verbleibe.

Dabei kann auch differenziert werden, ob Männer und Frauen teilnehmen. Das hat nichts mit Separatismus oder exklusivem Sport zu tun. Inklusiv heißt für mich auch, dass dies von der Seite, die nicht an dieser Sportgruppe teilnehmen kann, entsprechend als selbstverständlich hingenommen wird, und zwar als Ausdruck des Wahlrechts. Insofern kann eine Gruppe, die nur aus Behinderten besteht, weil dort der Wunsch besteht, unter Gleichgesinnten Sport zu treiben, sehr wohl unter Gesichtspunkten der Inklusion betrachtet werden, wenn die organisatorischen und Hilfsmaßnahmen von außen entsprechend unterstützt werden. Davon lassen wir uns im Behindertensport leiten. Wir machen Inklusion an der Bedarfssituation von Menschen mit Behinderung fest.

Erlauben Sie mir nur noch einen Satz dazu. Als die Inklusion in aller Munde war, sagte man zu uns: Dann können sich doch demnächst die Behindertensportorganisationen auflösen. Denn die brauchen wir dann nicht mehr. – Ich will damit sagen, dass wir dadurch natürlich einen strukturellen Wandel mitmachen müssen. Insofern greife ich die Kritik, die Herr Prof. Hölter an den etablierten Sportorganisationen geübt hat, auf. Wir sind bereits auf dem Weg, uns zu verändern.

Aber wir sagen auch: Gerade das Wahlrecht von Menschen mit Behinderung, selbst bestimmen zu können, in welchem Kontext er seine Bewegungsangebote oder Spiel- und Sportangebote wahrnehmen will, steht für uns im Vordergrund, und das sollte man nicht darauf reduzieren, dass man nur eine Gemeinsamkeit zwischen Menschen mit und ohne Behinderung hervorruft. Viel wichtiger ist es, in der Gesellschaft die Sichtweise zu erweitern, dass Menschen mit Behinderung das Recht haben, eigene Bedarfslagen zu entwickeln wie jeder Nichtbehinderte auch.

Daniel Düngel (PIRATEN): Ich möchte noch einmal an den Punkt anknüpfen, den Herr Prof. Hölter erwähnte; auch Herrn Dr. Annekens Meinung dazu würde mich interessieren. Sie hatten eben die Lehrerausbildung angeschnitten. In Köln gibt es im Bereich der Lehramtsausbildung bereits das Seminar „Teilhabe am Sport“. Könnten Sie dazu vielleicht ein paar Sätze sagen? Und haben Sie einen Überblick, wie es gegebenenfalls an anderen Universitäten aussieht?

Auf dem Kongress „Gelungene Wege zum inklusiven Sport“ wurde auch über Rahmenbedingungen für die Lehrerausbildung diskutiert. Die Frage ist: Muss die Politik dort eingreifen? Wenn ja, wie muss sie eingreifen, damit es nicht dem Zufall überlassen ist, dass sich engagierte Hochschullehrer dort intensiv in Steuerungskreisen einbringen, sondern dass Hochschulen in der Lehramtsausbildung Inklusion tatsächlich programmatisch korrekt berücksichtigen?

Prof. Dr. Gerd Hölter (TU Dortmund, Fakultät Rehabilitationswissenschaften, Dortmund): Thematisch gesehen bin ich an den Fragen, die Sie gestellt haben, relativ nah dran, da es als ehemaliger Professor für Rehabilitationswissenschaften in einer großen Fakultät mein Beruf war, Leute entsprechend dafür auszubilden. Seit ich in diesem Beruf tätig bin – zum Teil in Nordrhein-Westfalen, zum Teil auch in anderen Ländern – gibt es immer wieder einen Streit, der noch heute existiert, und zwar bei Fächern zwischen einer Fachspezifik und einer Adressatenspezifika.

Am Ende meiner Berufszeit war ich für die Ausbildung von Sonderschullehrer mit dem Schwerpunkt Bewegung zuständig. Die wurden aber gleichzeitig noch in der entsprechenden Fakultät für Sport- und Leibeserziehung ausgebildet, die diese Adressatenspezifika eigentlich nicht hatte. Ich möchte Ihnen ein Beispiel nennen: Wenn Basketball I oder Badminton I stattfand, fand bis dato keine Berücksichtigung von behindertenspezifischen Angeboten statt. Das wandelt sich jedoch allmählich, und der Fachbegriff dafür ist „Infusion“. Das heißt, dass man bei normalen Lehrprozessen versucht, die besonderen Bedürfnisse von Menschen mit Behinderung zu berücksichtigen und einfließen zu lassen. Dieser Infusion-Prozess ist weltweit relativ weit verbreitet.

Ich habe Ihnen vorhin Zahlen genannt, und die machen mich sehr betroffen. Denn die spezifischen Lehrstühle für diesen Bereich, für den ich damals zuständig war, werden in Nordrhein-Westfalen abgeschafft. Die großen Ausbildungsstätten, die das betrifft, sind Dortmund mit über 2.000 und Köln mit über 4.000 Studierenden; damit meine ich die Universität Köln. Dort ist die Bewegungserziehung für Behinderte im engeren Sinne nicht mehr existent. Auf das letzte Jahr bezogen gab es an der Sporthochschule 1.022 Veranstaltungen, von denen sich 17 Veranstaltungen – das sind keine 2 % – überhaupt mit dieser Frage der Teilhabe, die sie eben erwähnten, beschäftigen. Ich konnte das sehr genau recherchieren. Das ist schon sehr bedenkenswert. Und genauso gravierend ist die Ausbildungssituation der Übungsleiter. Die Frage, wer Übungsleiter professionell ausbildet, ist meines Erachtens absolut unzureichend gelöst.

Dr. Volker Anneken (Forschungsinstitut für Inklusion durch Bewegung und Sport e. V., Frechen): Was das Seminar an der Sporthochschule angeht, so kann ich Ihnen Folgendes berichten: Wenn es dort nicht den Kollegen Abel und ein bestimmtes Engagement gegeben hätte, sich in einer Kommission durchzusetzen, dann würde es dieses Seminar an der Sporthochschule nach wie vor nicht geben. Das heißt, selbst auf der Ebene sind wir, sofern es nicht das Engagement Einzelner gäbe, zurzeit noch an dem Punkt, dass nichts systematisch ist.

Es ist schlichtweg erforderlich, dass im Hinblick auf die Lehramtsausbildungen an Hochschulen politisch gewisse Ansprüche formuliert werden. Es ist wichtig – das hat Prof. Hölter bereits gesagt –, die Besonderheiten im Umgang mit Menschen mit Behinderung in die Curricula einfließen zu lassen. In diesem Fall wäre es für die Sporthochschule das Kernfach Sport, aber das ist auch für jedes Fach anders durchzudenken. Die zentrale Frage ist: Wie gehe ich mit einer Vielfalt und Heterogenität im Unterricht um?

Das Seminar an der Sporthochschule bekommt bei den Studenten sehr positive Resonanz. Diese Rückmeldung bekomme ich jedenfalls von den Kollegen. Dadurch besteht natürlich eine gewisse Anforderung an die Lehrenden, aber es muss deutlich und viel stärker eingefordert werden, dass jede Hochschule das entsprechend umsetzt.

Ute Herzog (Deutscher Rollstuhl-Sportverband e. V., Hennef): Ich würde gerne aus meiner Erfahrung als Beraterin im Schulsport auf die neuen Sportlehrpläne hinweisen, in denen in einem Satz von inklusivem Sportunterricht die Rede ist. Und das trifft noch nicht einmal für alle Lehrpläne zu. Bezüglich Gymnasien und Realschulen fehlt dieser Satz. Das ist alles. Und die Richtlinien sind neu und kompetenzorientiert. Das heißt, sie beziehen sich auf den Lernausgang. Das bedeutet, die Schüler müssen zum Ende des Jahres das und das können.

Wir haben keine eigenen Lehrpläne für Sport an Förderschulen. Die gab es noch nie, und die gibt es noch immer nicht, obwohl es einmal einen sehr guten Vorschlag gab, der seit 2005 in der Schublade liegt, obwohl er wirklich sehr gut und geeignet ist. Es wäre gut, diesen Vorschlag umzusetzen, der noch nach den Richtlinien und Lehrplänen geschrieben wurde, die ich bejahen kann. Nach diesen Lehrplänen kann ich mir inklusiven Sport an Schulen vorstellen. Bei den neuen Lehrplänen fällt es mir wirklich schwer.

Volker Jung (CDU): Wenn ich es richtig verstanden habe, hat Herr Otten eben gesagt, es sei wichtig, Menschenfänger zu haben. Sie sagen, Fachwissen sei nicht ganz so wichtig, vielmehr bräuchte man jemanden, der auf die Menschen zugehe. Herr Strunz, wie sehen Sie das denn? Wie viel Fachwissen braucht man denn, um Menschen mit körperlicher oder auch geistiger Behinderung im Breitensport trainieren zu können? Braucht man Fachwissen, und wie viel ist notwendig?

An Herrn Dr. Niessen habe ich folgende Frage: Gibt es Regelungen oder Gedanken zu Nachteilsausgleichen in Wettkampfsportarten? – Ich möchte Ihnen ein Beispiel nennen. Es gibt einen Sportler, der eigentlich in eine höhere Altersklasse müsste,

aber geistig beeinträchtigt ist. Könnte man ihn in dem Fall trotzdem in der jetzigen Altersklasse halten? – Ein anderes Beispiel: Könnte man Auszeiten verlängern, um Menschen mit geistiger Behinderung oder mit Hörproblemen etwas besser erklären zu können? Gibt es Regelungen dafür?

Zum Bereich Leistungssport hätte ich noch folgende Frage an Sie: Wie wird sichergestellt, dass Leistungssportler mit Behinderung, die dieselben Leistungen erbringen wie nicht behinderte Sportler, in einen entsprechenden Kader kommen? Ist das sichergestellt?

In meiner letzten Frage an Frau Herzog geht es um Wettkämpfe in Schulen, wie Bundesjugendspiele oder Landessportfeste. Ist dabei an eine Erweiterung oder Anpassung von Regelwerken gedacht, um Inklusion auch hier einzubringen?

Dr. Willibert Strunz (LAG Selbsthilfe NRW e. V., Münster): Zum Thema „Fachwissen“. Fachwissen ist auf keinen Fall schädlich.

(Heiterkeit)

Und um das noch einmal zu konkretisieren: Fachwissen ist meines Erachtens dringend notwendig – egal, ob jemand behindert oder nicht behindert ist. Ich habe zu meiner Zeit erlebt, dass viele Übungsleiter ausgebildet worden sind, die keine Ahnung von dem sensomotorischen Leistungsprofil von Jugendlichen hatten. Damals ist viel falsch gemacht worden. Wenn man dieses Beispiel auf nicht behinderte Menschen überträgt, können Sie sich ungefähr vorstellen, wie gut Fachwissen ist, wenn man es mit spezifischen Behinderungen zu tun hat. Ich plädiere dafür, dass Fachwissen eine Grundlage für Übungsleiterbildungen und -fortbildungen sein muss.

Dr. Christoph Niessen (Landessportbund Nordrhein-Westfalen e. V., Duisburg): Ich möchte es in aller Kürze etwas vereinfacht formulieren: Über Handicap-Regelungen in verschiedenen Fachverbänden habe ich derzeit keinen Überblick. Dazu kann ich keine Auskunft geben. Das müssten wir bei den Fachverbänden eruieren. Es gibt das sehr differenzierte Schadensklassensystem im Behindertensport, zu dem die Vertreter des Behinderten-Sportverbandes sicher etwas sagen können.

Ich bitte darum, auf jeden Fall im Blick zu behalten, dass dieses Schadensklassensystem teilweise wegen seiner Differenziertheit kritisiert wird. Deshalb wäre zumindest zu hinterfragen, ob man mit weiteren Differenzierungen weiterkommt.

Zu den Leistungssportkadern muss ich nachfragen: Zielte Ihre Frage dahin gehend, ob Behindertensportler, die dieselben Leistungen wie ein Regelsportler erbringen, dann in einem Regelsportlerkader stehen können? – Diese Frage wurde heute bereits etwas drastischer von Herrn Bischoff formuliert. Er hatte gefragt, ob sich Sportler in bestimmte Wettkämpfe einklagen könnten. Die Frage stellt sich für den Landessportbund derzeit nicht, weil wir nicht Organisator solcher Wettkämpfe sind, in denen diese Frage aufkommen würde. Es gibt aber selbstverständlich ein Kadernsystem beim Behinderten-Sportverband. Deshalb würde ich vorschlagen, dass der Behinderten-Sportverband sowohl zu der Handicap-Frage bzw. der der Schadensklassen als auch zu dieser Frage noch einmal Stellung nimmt.

Reinhard Schneider (Behinderten-Sportverband Nordrhein-Westfalen e. V., Duisburg): Sie haben Ihre Frage darauf beschränkt, ob sich Behinderte und Nichtbehinderte gemeinsam einem Wettkampfwesen stellen. Aufgrund der diffizilen Bandbreite an Behinderungen – das haben wir eben in verschiedenen Beiträgen gehört – führen wir Gespräche, entsprechende Schadensklassen, Punktesysteme und dergleichen einzuführen. Das ist schon ewig und drei Tage in der Diskussion.

Bei früheren Veranstaltungen hat das dazu geführt, dass jemand, der angetreten ist, eigentlich schon einen Medaillenrang erreicht hatte, weil es in der Zuordnung sehr wenige Vergleichsmöglichkeiten gegeben hat. Die Paralympics des letzten Jahres haben eine Verdichtung entsprechender Punktesysteme erfahren, um das Ganze für die Teilnehmerinnen und Teilnehmer, aber insbesondere auch für das Publikum attraktiver zu machen. Diese Differenzierung gibt es also. Wenn zurzeit ein Behinderter an Wettkämpfen im Nichtbehindertenbereich teilnehmen möchte, muss er sich diesen Bedingungen natürlich unterwerfen.

Ich komme auf den anderen Aspekt zu sprechen, nach dem Sie gefragt haben. Wenn wir uns nicht unbedingt im Leistungs- oder im Hochleistungssport, sondern auf einer niedrigeren Ebene bewegen, sind die Bestrebungen natürlich sehr stark, wenn ein gemeinsames Sporttreiben von Menschen mit und ohne Behinderung stattfindet, die Regelwerke zu modifizieren. Das trifft in verstärktem Maße auf den schulischen Bereich zu, in dem auch innerhalb des Klassenverbandes nach Möglichkeiten gesucht wird, Regelwerke so zu modifizieren, dass alle mit gleichen Chancen teilnehmen können.

Wir wissen auch, dass sich der Sport und auch die Modifizierung von Spielregeln und dergleichen immer von unten nach oben entwickelt haben. Es kann sicherlich eine Zukunftsvision sein, dass sich durch die in der Breite angelegten Bestrebungen Regelwerke verändern. Aber das wäre Zukunftsmusik und im Moment Spekulation.

Ute Herzog (Deutscher Rollstuhl-Sportverband e. V., Hennef): Sie hatten nach den Bundesjugendspielen bzw. Wettkämpfen an Schulen gefragt. Ich würde Ihnen gerne vorher ein praktisches Beispiel nennen. Denn ich glaube, es ist für viele Menschen sehr schwierig, sich den inklusiven Sport vorzustellen und fragen sich beispielsweise: Wie kann es denn funktionieren, wenn ein geistig behindertes Kind, das nicht so schnell laufen kann und von lauter sportlichen Menschen umgeben ist, bei einem Fangspiel in der Turnhalle mitmachen muss?

Ich nenne Ihnen nur ein praktisches Beispiel: Wir haben irgendwann einmal die sogenannten Fangschlangen entdeckt. Das heißt, wir nehmen eine große Schwimmschlange, geben diese dem Kind in die Hand, das nicht so gut und so schnell ist, und damit ist der Aktionsradius des Kindes viel größer. Irgendwer läuft bestimmt einmal dort hinein, und dann hat das Kind Erfolg, weil es jemanden gefangen hat.

Es gibt viele Beispiele, und diese wollen wir sammeln und publik machen. Es ist ganz wichtig, dass wir solche praktischen Hilfen für die Übungsleiter sammeln und weitergeben.

Es gibt Bundesjugendspiele für Menschen mit Behinderung, die der BSNW in Zusammenarbeit mit dem Deutschen Behinderten-Sportverband erarbeitet. Im Internet kann man sich dazu detailliert die Tabellen angucken.

Zu der Handhabbarkeit kann ich nichts sagen. Dazu können Sie die Experten befragen.

In Nordrhein-Westfalen gibt es die sogenannten Landessportfeste für Förderschulen. Das sind vorzugsweise Schulen mit dem Förderschwerpunkt „Körperliche und motorische Entwicklung“. Darüber hinaus gibt es das Projekt „Jugend trainiert für Paralympics“. Dieses Projekt ist leistungssportorientiert, und die Initiatoren wollen Talente sichten. Bisher war es für Förderschulen ausgerichtet, und jetzt ist es für Förderschüler. Denn im Zeitalter der Inklusion ist es ganz wichtig, sich nicht an Förderschulen zu richten, sondern vor allen Dingen an die Förderschüler, weil es diese auch in den Regelschulen gibt. Nach meiner Erfahrung sind die eher leistungssportorientierten Schüler mit Behinderung an den Regelschulen zu finden und nicht an den Förderschulen.

Es gibt allerdings auch Landessportfeste für die Förderschulen, die auch schwerstmehrfachbehinderte Kinder, die in ihrem Verständnis keinen Leistungssport machen, aber trotzdem das Recht auf ein Sportfest extra für Schwerstbehinderte haben. Ich finde es gut und richtig, diesen Weg zu beschreiten und schwerstmehrfachbehinderten Schülerinnen und Schülern eine Sportmöglichkeit zu geben. Es sind also durchaus gute Projekte und Ansätze vorhanden.

Das Erreichen der Schüler mit Behinderung an den Regelschulen ist zurzeit sehr schwierig. Wir wissen nicht, wie wir an die Schüler herankommen. Es gibt keine Listen, keine Meldepflichten usw. Das ist ein Problem.

Dr. Bernhard Conrads (Special Olympics Deutschland, Berlin): Ich habe noch eine kurze Ergänzung im Kontext zu den Bundesjugendspielen. Noch eine Anmerkung dazu: Es gibt inzwischen auch ein eigenes Regelwerk für die Ablegung des Sportabzeichens, unter anderem für Menschen mit geistiger Behinderung. Dieses wurde im Auftrag des DBS von Prof. Wegner aus Kiel entwickelt. Meiner Meinung nach sollte so etwas bekannter gemacht und in größerem Umfang angeboten werden. Es gibt ein Regelwerk für geistig behinderte Kinder und Jugendliche, das Sportabzeichen zu erreichen. Das ist nur noch nicht richtig bekannt. Deswegen nutze ich die Gelegenheit, das hier zu sagen.

Des Weiteren möchte ich noch eine kurze Anmerkung zu den Ausführungen von Herrn Schneider zum Wahlrecht machen. Ich unterstreiche seine Äußerungen vollkommen, möchte sie aber mit einer kleinen Ergänzung versehen: Wenn man ein Wahlrecht wahrnehmen will, muss es auch Angebote geben, die man wählen kann. Und hier gibt es einen Nachholbedarf an inklusiven Angeboten. Daher haben wir darauf mehr Gewicht gelegt, um das deutlich zu machen.

Josefine Paul (GRÜNE): Ich habe nur noch zwei kurze Fragen. – Inklusion muss nicht nur in eine Richtung funktionieren, sondern ist ebenso gut in beide Richtungen

möglich. Das heißt, auch Behinderten-Sportverbände und -vereine können sich öffnen. Ich hatte in Köln die Gelegenheit, mir dieses tolle Rollstuhl-Rugby-Turnier anzugucken, und ich finde, es ist eine super Sportart. Mir würde das auch Spaß machen. Es gibt auch zunehmend mehr Fußgänger und Fußgängerinnen, die sich an diesen Sportarten beteiligen. Allerdings haben Sie in Ihrer Stellungnahme – korrigieren Sie mich, wenn ich das falsch verstanden habe – trotzdem eine gewisse Skepsis dahingehend geäußert, dass damit auch bestimmte Risiken – so möchte ich es einmal nennen – verbunden sind. Vielleicht können Sie dazu noch etwas sagen.

Die zweite Frage richtet sich noch einmal an den LVR. Sie schreiben in Ihrem Modellprojekt zu Sporthelferinnen und Sporthelfern sehr viel von Expertinnen und Experten in eigener Sache. Das würde ich ebenso unterstreichen wie das Empowerment, das bei diesem Projekt im Vordergrund steht. Das finde ich auch sehr gut. Gibt es Erkenntnisse darüber, ob die Sporthelferinnen- und Sporthelferausbildung dazu geführt hat, dass es im Anschluss eine höhere Anbindung dieser Jugendlichen an den organisierten Sport gegeben hat?

Daran schließt sich noch die Frage an, ob es tatsächlich eine Tendenz dahingehend gibt, dass diese Helfer im organisierten Sport eine gewisse Funktion, zum Beispiel als Assistenztrainerin und Assistenztrainer, übernommen haben. Gibt es diesbezüglich erste Erkenntnisse aus dem Modellprojekt?

Dr. Horst Strohkendl (Deutscher Rollstuhl-Sportverband e. V., Hennef): Rollstuhl-Basketball ist sehr bekannt. Wenn man jedoch ins Detail geht, gibt es durchaus Schwierigkeiten. Im Rollstuhl-Basketball besteht die Schwierigkeit darin, dass die Fußgänger diese Sportart dominieren und spielen wollen wie die Profis. Wir haben zwar ein entsprechendes Klassifizierungssystem, damit auch der Schwerbehinderte spielt, aber – darauf habe ich vorhin hingewiesen – dadurch entsteht bei der Nachwuchsarbeit die Gefahr der Ausgrenzung. Das gibt es auch im Wintersport. Es gibt durchaus die kopernikanische Wende im Behindertensport, dass bestimmte Geräte auch für Nichtbehinderte attraktiv werden.

Dr. Andrea Weidenfeld (Landschaftsverband Rheinland, Köln): Wir haben das Sporthelferprojekt unter anderem an den LVR-Förderschulen initiiert. Herr Lemken vom DJK Köln kann sicher mehr dazu sagen.

Volker Lemken (DJK Sportverband Köln e. V., Köln): Basierend auf der Ausbildungsstufe des Sporthelfers, die der LSB nun landauf, landab durchführt, arbeiten wir seit mehreren Jahren an einer Weiterentwicklung dieses Ausbildungsansatzes in der Lizenzpyramide des deutschen Sports, und zwar mit der sogenannten inklusiven Sporthelferausbildung. Das heißt, wir bringen eine Regel- und eine Förderschule zusammen, um aus beiden Schulen Schülerinnen und Schüler gemeinsam zu Sporthelferinnen und Sporthelfern auszubilden.

Das haben wir exemplarisch durch die gute Kooperation an mehreren Förderschulen des LVR und unter Beteiligung zum Beispiel einer Hauptschule, einer Realschule und anderen weiterführenden Schulen gemacht und sind zu folgender Erkenntnis ge-

langt: Diese Schülerinnen und Schüler werden hinterher nicht zu allererst im organisierten Sport, im Sportverein tätig, aber sie haben weniger Hemmungen bei einer Tätigkeit bei Sportereignissen und im Verein. Innerhalb des Schulprofils übernehmen sie Angebote, die sie die Qualifizierung, die sie als Sporthelfer erreicht haben, anwenden lassen. Das heißt, es gibt bewegte Pausen und zusätzliche Sportangebote, die von diesen Sporthelfern und somit von Schülerinnen und Schülern selbst angeleitet werden. Dies geschieht zwar in der Verantwortung der Schule, aber durchaus in weitgehender Eigenverantwortung der Schülerinnen und Schüler, und dann sind die Nutznießer alle Schülerinnen und Schüler der Schule, die dieses Angebot vorher nicht hatten, aber jetzt nutzen können.

Vorsitzender Axel Wirtz: Meine sehr geehrten Damen und Herren, ich stelle fest, dass keine weitere Fragen mehr vorliegen. Ich darf Ihnen noch einmal sehr herzlich danken.

Ich denke, dass ich das für meine Kolleginnen und Kollegen sagen kann: Ich habe heute viel gelernt. Es war sehr interessant, aus der Praxis zu hören, wo sich die Fallstricke befinden und wo wir noch viel Arbeit vor uns haben. Vor allen Dingen fand ich es interessant, zu hören, dass in den Köpfen noch eine ganze Menge passieren muss. Das ist in der Tat der Fall. Ich bin selbst Vorsitzender eines Fußballvereins, und wenn ich daran denke, welche Diskussionen wir teilweise wegen ganz banaler Dinge führen, dann wird mir manchmal angst und bange.

Ich freue, dass wir diese Diskussion jetzt in unseren Fachausschüssen im Landtag weiterführen. In vielen Ausschüssen – unter anderem im Schulausschuss – ist das ein großes Thema. Es ist gut, dass wir diese Anhörung durchgeführt haben, aus der wir viele Anregungen mitnehmen können.

Ich darf Ihnen nochmals herzlich danken, einen guten Nachhauseweg wünschen und schließe die Sitzung.

gez. Axel Wirtz
Vorsitzender

29.10.13/07.11.2013

205